Zweites Tausend

Fontane's
2 Mark Bücher

Rudolf Lindau

Schweigen

Neue Novellen

Fontane's Zwei-Mark Bücher.

Bisher sind erschienen:

F. von Bülow:	Ludwig von Rosen.
Hugo Gerlach:	Die vom Hinterhaus.
Wilh. Hegeler:	Und alles um die Liebe.
Rudolf Lindau:	Schweigen
G von Ompteda:	Vom Tode.
W. von Polenz:	Die Versuchung.
—	Karline.
H. Przybyszewski:	Unterwegs.
C. G. Reuling:	Fragwürdige Gestalten.
—	Zwischen Licht und Dunkel.
Heinz Tovote:	Fallobst.
—	Ich.
—	Heimliche Liebe.
—	Der Erbe.
—	Maupassant: Yvette.
E. von Wolzogen:	Die rote Franz.

Schweigen

Von Rudolf Lindau erschien im gleichen Verlage:

Gesammelte Romane und Novellen.

Inhalt:

Band I: Gordon Baldwin — Im Park von Villers — Das rote Tuch — Verkehrtes Leben.
Band II: Gute Gesellschaft — Souvenir — Tödliche Fehde.
Band III: Robert Ashton — Glückspendel.
Band IV: Die kleine Welt — Lebensmüde — Liquidirt — Der Seher — Treu bis in den Tod.
Band V: Reisegefährten.
Band VI: Der Gast — Zwei Seelen.

Separat Ausgaben.

Auf der Fahrt. Kurze Erzählungen.
Der lange Holländer. Novellen.
Die kleine Welt. Novellen.
Liebesheiraten. Roman.
Der Flirt. Novellen.

Schweigen

Neue Novellen

von

Rudolf Lindau

Zweite Auflage

Berlin W
F. Fontane & Co.
1895

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

RBR
Jantz
PT909

Inhalt

Seite

Schweigen 1
Der Hamal 71
Ein ganzes Leben 91

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/schweigen01lind

Schweigen

Seul le silence est grand; tout le reste est faiblesse.
Alfred de Vigny.

Als ich vor fünf Jahren in leidenschaftlicher Liebe für Susanne entbrannte, da warnte mich meine Mutter: „Du bist vierzig Jahre alt, sie ist achtzehn. — Nimm dich in acht!“ — Ich schlug die Worte in den Wind. Ich fühlte mich nicht alt, und ich glaubte der Geliebten alles bieten zu können, wonach ihr junges Herz sich sehnen mochte: einen großen Namen, eine große gesellschaftliche Stellung, ein großes Vermögen und einen treuen und starken Gefährten, dessen erste Aufgabe es sein und bleiben würde, ihr die Pfade des Lebens zu ebnen.

Sie erschrak, als ich sie fragte, ob sie meine Frau werden wollte, sie wurde abwechselnd blaß und rot, und ihre Stimme zitterte, als sie mir antwortete: „Sollte mir, der Verwaisten, der Armen so großes Glück beschieden sein? Ich kann es nicht glauben.“ — Die Lider, die sie zu Boden geschlagen hatte, hoben sich langsam, und die reinen blauen Augen strahlten mich an in Dankbarkeit und in Liebe — ja, in Liebe.

Da ergriff ich ihre Hand und zog sie an meine Brust, und sie vergoß Thränen des Glücks.

Nach unserer Vermählung machten wir eine lange Hochzeitsreise: drei Monate der Freude, des Genusses, des Besitzes, der Liebe und Hingebung. Ich empfand in ruhigen Stunden, daß das Schicksal mir zu viel auf einmal schenkte, und dann fühlte ich, wie mein Herz sich zusammenkrampfte in tödlicher Angst vor einem furchtbaren Wechsel; Susanne jedoch gab sich rückhaltslos dem Genuß des Schönen hin, das ihr das neue Leben bot. Sie trank es in vollen Zügen und war wie berauscht davon.

Zur festgesetzten Zeit kehrten wir nach der Hauptstadt zurück.

Ich bin ein erfahrener Mann. Meine Freunde nennen mich den „Weltweisen". Ich sagte mir, daß der Taumel, in dem wir seit drei Monaten lebten, nicht immer, nicht einmal lange dauern könnte, und ich grübelte darüber nach, wie mein Glück am sichersten zu befestigen wäre. —

Der reißende Strom, durch wildes, großes, schönes Gebirgsland, dem unser gemeinsames Leben bisher glich, sollte zum ruhigen Fluß werden, der durch fruchtbare Ländereien, gelassen, breit, mächtig dahinzog — bis zur Mündung, dem Tode.

Ich mußte dankbare Beschäftigung für Susanne finden. Ich führte sie nach O., meinem Landsitz, ich gab ihr Anleitung zur Verbesserung einer Schule, zur Gründung eines Armenhauses. Die Unglücklichen sollten sie als ihre Wohlthäterin segnen und preisen, sie sollte des

Guten, das sie that, froh und stolz werden. Ich übertrug ihr die Leitung eines großen Hausstandes, lehrte sie mit Geld umgehen. Sie ergriff alles mit schnellem Verständnis, mit jugendlichem Eifer, und diejenigen, die geschäftlich mit ihr zu thun hatten, lernten mit Achtung auf ihre Thätigkeit und Umsicht blicken. — Es gab kein besser gehaltenes Haus in der Stadt, als das unsrige. Und nach des Tages Arbeit, der sie sich erfreute, schuf ich ihr frohe Abende: Gesellschaften, Bälle in und außer dem Hause, Theater und Musik, für die sie schwärmte. — Wo sie erschien, da war sie die Schönste, Gefeiertste, und ich freute mich ihrer Triumphe und war stolz darauf. Für mich war sie immer dieselbe: dankbar, liebevoll. Meine leidenschaftliche Liebe für sie ging in eine unbegrenzte Verehrung über, der ich mich nicht fähig gehalten hatte.

Das einzige, was mich betrübte, war, daß es Susanne nicht gelungen war, die Liebe meiner Mutter zu gewinnen. Diese, mit der ich bis zu meiner Verheiratung täglich zusammengetroffen war, erschien selten in unserem Hause, und bald nur noch, wenn wir sie besonders darum gebeten hatten. Wenn ich sie in ihrem Hause aufsuchte, so fand ich sie zurückhaltend, still und ernst. Ihre Liebe, in die ich mich früher mit meinem jüngeren Bruder Richard geteilt hatte, schien jetzt auf diesen allein übergegangen zu sein. — Richards Beziehungen zu mir waren unverändert geblieben; Susanne zeigte er sich, gleich meiner Mutter, zurückhaltend und kalt. — Aber ich setzte mich über die Haltung meiner Mutter und meines Bruders hinweg. Ich kannte es

als eine häufige Erscheinung, daß Mütter, auch ohne Grund, ihren Schwiegertöchtern mißtrauen und übelwollen, und daß Brüder bei solchen Gelegenheiten mehr geneigt sind, sich die Auffassung der Mutter als des Bruders anzueignen.

Nach zwei Jahren, als ich die Rechnung meines Glückes zog, fehlte eigentlich nur eins, um es voll zu machen: ein Kind. — Susanne war der heiligsten Aufgabe des Weibes, der Erfüllung der Mutterpflichten enthoben, und dies war wohl der Grund ihrer nimmersatten Freude an rauschenden gesellschaftlichen Vergnügungen. Mich ermüdeten sie hier und da, und dann stieg auch der Wunsch in mir auf, den lauten Ballsaal mit dem ruhigen Heim vertauschen zu können; aber Klugheit gebot mir, Susanne jede erlaubte Zerstreuung zu gewähren, und ich hatte um so weniger Grund, auch nur anzudeuten, daß ich dies nicht aus vollem Herzen thäte, daß ich ihre Freude am Vergnügen nicht ganz teilen könnte, als sie den ernsten Verflichtungen, die ich ihr zu ihrem Wohle auferlegt hatte, ohne Ermüdung zu zeigen, gewissenhaft nachkam. — Trotzdem war ich angenehm überrascht, als sie mir, inmitten der „Saison", den Wunsch aussprach, aufs Land zu gehen, um sich durch den Augenschein überzeugen zu können, ob die Maßregeln, die sie zum Schutze ihrer Armen während des strengen Winters schriftlich angeordnet hatte, verständig ausgeführt worden seien.

Ich ging freudig auf diesen Vorschlag ein, und wir reisten schon am nächsten Tag nach O. ab. — Wir blieben dort eine Woche. — Während dieser Zeit war

Susanne von früh bis spät unterwegs, als habe sie keinen anderen Beruf als den, Hilfsbedürftige zu unterstützen. — Ich ging unterdessen auf die Jagd. — Am Abend, nach dem Essen, dem gewöhnlich auch der Pfarrer beiwohnte, der Susanne eine von Gott gesandte Wohlthäterin der Menschheit nannte, saßen wir uns, nachdem unser Gast gegangen war, am Kamin gegenüber, in freundlich-ernstem Gespräch über die kleinen Ereignisse des Tages. —

Es war eine schöne, ruhige, würdige Zeit, die ich da mit Susanne verlebte.

Eines Abends kam es mir vor, als sei Susanne traurig. Sie saß am Kamin, das jugendliche Kinn leicht auf die schmalen, wie zum Gebet aneinander gelegten Hände gestützt, und blickte sinnend in das helle Feuer. Der Ernst, der auf dem jungen Gesichte lagerte, hatte etwas Betrübendes, etwas, das mich beunruhigte. — War sie nicht glücklich, ganz glücklich, wie ich sie sehen wollte?

„Susanne," sagte ich leise.

Sie fuhr erschreckt in die Höhe und sah mich fragend an: „Sprachst du mit mir?"

„Bist du traurig, mein Kind?"

„Traurig? Warum sollte ich traurig sein?"

„Du siehst so aus. Du hast dir während des ganzen Tages zu schaffen gemacht, du wirst dich ermüdet haben."

„Ja, ich werde mich ermüdet haben," wiederholte sie nachdenklich. Sie strich mit der Hand über die glatte Stirn. — „Ich habe Kopfschmerzen. — Nicht arg. —

Ein klein wenig. Aber ich möchte doch lieber zu Bett gehen. Morgen wird alles wieder gut sein."

Sie umarmte mich und stützte sich zutraulich auf meinen Arm, wie ich sie bis zur Thür geleitete. „Du Guter!" sagte sie, und sie küßte mich noch einmal.

Als ich allein war, nahm ich mir vor, am nächsten Tage mit Susanne nach der Stadt zurückzukehren. „Das einsame Leben mit mir bekommt ihr nicht," sagte ich mir. Ich war darüber betrübt, aber ich nahm mir vor, dies Susanne nicht zu zeigen — und ich zürnte ihr nicht. Doch kam mir das Wort meiner Mutter ins Gedächtnis zurück: „Du bist vierzig Jahre alt, sie ist achtzehn. Nimm dich in acht." — Sie war jetzt zwanzig Jahre alt und ich zweiundvierzig. — Ich fühlte mich nicht alt, aber ich empfand schmerzlich, daß Susanne, vielleicht unbewußt, berechtigte Ansprüche an das Leben stellte, die ich längst befriedigt hatte.

Am nächsten Morgen fand ich Susanne wieder wohl. „Nun," sagte ich, „sind Schule und Armenhaus in guter Ordnung, bist du mit allem fertig, was du hier zu thun hattest?"

„Alles ist nun in guter Ordnung," antwortete sie.

„Dann mache dich reisefertig: wir wollen nach der Stadt zurückkehren."

„Es ist hier schön," sagte sie, „und ich weiß, die Jagd bereitet dir Freude. — Ich bleibe noch gern einige Tage hier, wenn du dir davon Vergnügen versprichst."

Es kam mir vor, als ob ihre Antwort, trotz der

freundlichen Worte, keine freudige war, und ich entgegnete:

„Nein. Laß uns nur abreisen. Das Wetter ist rauh. Wir sind in der Stadt besser aufgehoben als hier. Wir können später zurückkommen, wenn wir uns davon Vergnügen versprechen."

„Wie du willst," sagte sie kleinlaut.

Sie erschien mir zum erstenmal „undurchsichtig". — Wollte sie lieber bleiben oder gehen? Warum sagte sie es nicht geradeheraus? Ihre Zurückhaltung bekümmerte mich. Auch während der kurzen Eisenbahnfahrt war sie schweigsam und erschien mir nachdenklich. Ich versuchte, mir einzureden, es seien die Folgen des Unwohlseins vom vorigen Abend; — aber es gelang mir nicht. Ich war unruhig.

In der Stadt fand Susanne ihre frühere unbefangene Heiterkeit ebenfalls nicht wieder, und da fiel mir nachträglich ein, daß ich sie schon verschiedene Male während der letzten Wochen ernst, in sich gekehrt gesehen hatte. — Was konnte ihre Gedanken in Anspruch nehmen?

Unser Leben in der Stadt war so eingerichtet, daß ein jeder von uns zweien während eines großen Teiles des Tages seiner eigenen Wege ging. Dies war von mir so gewollt worden. Ich hatte mir gesagt, daß es bedenklich sein würde, Susanne von früh bis spät in Anspruch zu nehmen. Sie sollte sich, wie ich es that, jedesmal auf unser Zusammentreffen freuen. — Zu Anfang hatten wir uns denn immer viel zu erzählen gehabt: sie, von allem, was in der Wirtschaft vorgefallen

war, von den Einkäufen, die sie gemacht, von den Besuchen, die sie empfangen oder erwidert hatte; ich dagegen, was ich im Klub, wo ich des Nachmittags einige Stunden zu verbringen pflegte, gehört und gesehen hatte; aber wir aßen stets zusammen, und Susanne ging in keine Gesellschaft, ohne daß ich sie begleitete.

Allmählich waren ihre Berichte spärlicher geworden; das konnte ich mir jedoch leicht erklären. Susanne mochte sich sagen, daß es mich nachgerade ermüden dürfte, diesen Diener loben, jenen tadeln zu hören, und daß es mir wahrscheinlich gleichgültig wäre, wie Frau v. X. und Frau v. Y. ausgesehen und was sie erzählt hätten. — Doch hörte Susanne stets aufmerksam zu, was ich ihr aus dem Klub zu berichten wußte: Jagdgeschichten, Begebenheiten aus der Sportwelt und am grünen Tisch, den letzten Skandal, kurz alles das, was in den Nachmittagsstunden von vier bis sechs, vor dem Kaminfeuer „des großen Salon", als öffentliches Geheimnis, wennschon es doch in den meisten Fällen den Eingeweihten allein bekannt wurde, — die Runde durch die geschlossene Gesellschaft gemacht hatte.

Um diese Zeit wurde im Klub häufig von einem jungen Manne gesprochen, oder vielmehr vertraulich geflüstert, da er selbst ein Mitglied des Klubs war. Er hieß Berkhoff und kam aus einer achtbaren Familie aus der Provinz, die, wie man allgemein wußte, in ganz bescheidenen Verhältnissen lebte. — Der Aufwand, den Herr Berkhoff bald nach seinem ersten Auftreten machte, wäre deshalb auch unerklärlich gewesen, wenn man nicht gewußt hätte, daß er ein verwegener und außerordentlich

glücklicher Spieler sei. Die Gewinne, die man ihm nachrechnen zu können glaubte, beliefen sich auf eine Summe, die den Aufwand, den er machte, vollständig gerechtfertigt erscheinen ließ, sobald man, wie die meisten es thaten, über den Ursprung seiner Einnahmen hinwegsehen wollte.

Herr Berkhoff lebte in einer reich eingerichteten Junggesellenwohnung, und dort versammelte sich seit Anfang des Winters häufig eine Anzahl jüngerer Mitglieder der Gesellschaft um sich in gewissen beliebten Hasardspielen zu üben, die im Klub verboten waren. Bei diesen Gelegenheiten sollten zu verschiedenen Malen sehr große Summen verloren und gewonnen worden sein. Ganz feste Anhaltepunkte hatte man dafür jedoch nicht, denn die Mitglieder der auserwählten Gesellschaft schienen sich gegenseitig versprochen zu haben, die Ergebnisse ihrer Zusammenkünfte als Geheimnis zu behandeln. Immerhin hatte nicht alles verborgen bleiben können, wennschon die Verlierenden über ihre Verluste niemals laut klagten, und die glücklichen Spieler sich ihrer Erfolge in keiner Weise rühmten. Aber es war vorgekommen, daß dieser oder jener der „Erschlagenen" sich in der Notlage befunden hatte, fremden Beistand in Anspruch zu nehmen, um eine Spielschuld zu decken und dabei war es nur selten ohne „eine Beichte" abgegangen. Namentlich ein sehr reicher Vater sollte in dieser Beziehung von seinem leichtsinnigen Herrn Sohn vollständig unterrichtet worden sein. Der Vater hatte dem Sohne geholfen, aber dessen Bitte um „strengste Diskretion" einfach verlacht und ziemlich unverhohlen zu allen, die es hören wollten, von

einem „Tripot“ gesprochen, in dem sein Sohn erbarmungslos gerupft worden sei.

Die Mitteilungen des alten Herrn waren durch andere, ähnliche vervollständigt worden, und bald konnte jedermann im Klub alle diejenigen namhaft machen, die sich gelegentlich und geheimnisvoll bei Herrn Berkhoff zu „amüsiren“ pflegten. Es waren meist junge Leute, und alle waren reich oder vorläufig noch im stande, sich Geld zu verschaffen. In dieser Beziehung konnte der gewählte Kreis sogar als sehr „exklusiv“ bezeichnet werden.

Unter den Stammgästen des „Berkhoff-Klubs“ — so hatte man die Gesellschaft getauft — befand sich mein junger Freund, Graf Günther von Roquefeuille, aus einer vornehmen und reichen Emigrantenfamilie. Es war ein hübscher, frischer Mensch, angenehm und fesselnd in der Unterhaltung, und ein großer Liebling der guten Gesellschaft. Man traf ihn überall, wo seinesgleichen sich vergnügten: auf Bällen, Rennplätzen und am grünen Tisch. Ich war ein Freund seines kürzlich verstorbenen Vaters gewesen und hatte ihn selbst seit seiner frühesten Kindheit gekannt und mit der Zeit herzlich lieb gewonnen. Auch er zeigte sich mir, beinah wie ein Sohn, zutraulich und liebevoll ergeben. Einigemal war ich sein Retter in der Not gewesen, denn wenn er so viel verloren hatte, daß er es seinem Vater nicht zu gestehen wagte, so kam er regelmäßig zu mir, und zwar nicht nur mit einer Erlaubnis, sondern infolge meiner Aufforderung, da ich ihn nicht in Wucherhände fallen lassen wollte. So war es gekommen, daß er mir mit der Zeit einen nicht unbedeutenden Betrag schuldig geworden war. Ich kümmerte

mich nicht darum, und ich nahm an, daß meine Forderung die kleinste von Günthers Sorgen sei. Ich war deshalb einigermaßen überrascht, als er mir eines Tages die ganze Summe zurückbezahlte.

„Nun?“ sagte ich. „Was bedeutet das? — Du hast keine Erbschaft gemacht — das müßte ich wissen. Wie kommst du plötzlich zu all' dem Gelde?“

„Das Glück hat sich endlich gewandt,“ sagte er. „Ich habe in der letzten Zeit erheblich gewonnen.“

Ich blickte ihn ungläubig an, und er errötete leicht: „Wie lange hast du denn gebraucht, um dies kleine Vermögen zu gewinnen?“

„Ich habe es im Laufe des letzten Monats gewonnen.“

„So?“ sagte ich. „Und bei wem, wenn ich fragen darf?“

„Wir haben uns gelobt, nicht von unseren Partien zu sprechen; aber sie sind ja schon längst kein Geheimnis mehr: bei Berkhoff.“

„Du wirst dich erinnern,“ fuhr ich fort, „daß ich dir niemals quälende Vorstellungen gemacht habe, wenn du zu mir kamst und Geld von mir haben wolltest.“

„Du warst immer sehr gütig,“ sagte er ganz leise.

„Heute möchte ich dir aber eine ernste Vorstellung machen. Meide die Gesellschaft, von der du soeben gesprochen hast. Es ist eine schlechte Gesellschaft. Du kannst dir dein ganzes Leben verderben, wenn du dich nicht rechtzeitig daraus zurückziehst. — Willst du meinem Rat folgen?“

„Einigemal möchte ich noch bei Berkhoff spielen," sagte er verlegen. „Es würde schlecht aussehen, wenn ich nach den großen Gewinnen, die ich kürzlich gemacht habe, plötzlich abbrechen wollte. Aber es ist meine Absicht, die Sache einschlafen zu lassen, und ich bin fest entschlossen, nicht wieder hoch zu spielen."

Ich drang nicht weiter in ihn. „Komm nur recht oft zu uns," sagte ich. „Wir wollen versuchen dich zu zerstreuen."

„Ich danke dir. Ich werde von deiner gütigen Erlaubnis Gebrauch machen." Und wieder sprach er so leise, daß ich ihn kaum verstehen konnte.

Günther war während des Winters ein regelmäßiger Gast in unserem Hause gewesen. Es war gewissermaßen selbstverständlich, daß wir ihn zu allen größeren Gesellschaften und Bällen eingeladen hatten, aber er erschien auch von Zeit zu Zeit zum Frühstück, zu dem wir nur selten fremde Gäste baten, und einigemal hatte ich ihn, wenn ich vom Klub nach Hause kam, mit Susanne am Klavier gefunden. Er besaß nämlich eine hübsche Stimme, und Susanne war als Klavierspielerin eine Künstlerin zu nennen. — Es war mir stets eine Freude, die beiden zusammen zu sehen.

An dem Tage, an dem mir Günther seine Schuld zurückbezahlt hatte, erzählte ich dies Susanne, als ich zur gewöhnlichen Stunde vor dem Essen mit ihr zusammentraf.

Günther stand meinem Herzen sehr nahe, und ich freute mich seiner Siege. Ich bin kein Puritaner. Ich habe selbst oft und hoch gespielt, und es

würde mir nicht zukommen, alles Spielen zu verdammen. Nur bin ich stets vorsichtig in der Wahl meiner Gegner gewesen. Das, und nicht viel mehr hatte ich auch Günther empfehlen wollen, als ich ihm gesagt hatte, den sogenannten „Berkhoff-Klub" in Zukunft zu meiden.

Susanne hörte mir zu, ohne besondere Aufmerksamkeit zu bekunden. „Nun," sagte ich, „nimmst du so wenig Anteil an Günthers Erfolgen?"

„Ich nehme wohl Anteil daran," antwortete sie; „aber ich kann mich nicht darüber freuen. Ich bin in zu kleinen Verhältnissen aufgewachsen, als daß ich ein Spiel, bei dem Vermögen gewonnen und verloren werden, nicht sündhaft finden sollte."

„Du hast ganz recht," sagte ich darauf. „Ich selbst habe Günther Moral gepredigt, und er hat mir fest versprochen, das hohe Spiel aufzugeben."

„Wenn er sein Versprechen nur hält," bemerkte sie dazu. „Spieler-Eide sind oft falsche Eide, habe ich gehört."

Einige Tage darauf war im Klub wieder einmal die Rede von den hohen Partien, die bei Herrn Berkhoff gespielt wurden. Ein älterer, sehr vornehmer Herr, dessen Neffe, ein junger Offizier, kürzlich eine große Summe verloren hatte, die vom Onkel bezahlt worden war, äußerte sich mit großer Bitterkeit über den „Salon Berkhoff". — „Das Eigentümliche ist," sagte er, „daß der Wirt und einer seiner Freunde stets gewinnen, und die anderen fast ebenso regelmäßig verlieren."

„Manchmal gewinnen auch die anderen," warf ich ein.

„Nicht von ihm, soviel ich weiß; und niemals bedeutende Summen, soweit ich unterrichtet bin."

Darauf nahm ich den Redner, mit dem ich befreundet war, beiseite und erzählte ihm, Roquefeuille habe in der letzten Zeit ganz bedeutend bei Berkhoff gewonnen.

„Das wundert mich," sagte der alte Herr.

Als bald darauf sein Neffe, der junge Offizier, dessen Spielschuld er vor einigen Tagen bezahlt hatte, erschien, bemerkte ich, daß Onkel und Neffe in eine Fensternische traten und sich dort eine Zeit lang unterhielten.

Gleich darauf kam der alte Herr wieder zu mir und sagte:

„Es ist genau so, wie ich gedacht hatte: Roquefeuille gehört zwar nicht zu den großen Verlierern, er mag sogar in den letzten Tagen eine Kleinigkeit gewonnen haben, — aber von einem nennenswerten Gewinn ist nicht die Rede. Sie können sich darauf verlassen. Ich weiß es von meinem Neffen, der, zu seinem Schaden, während der letzten Wochen an jeder Partie teilgenommen hat, die bei Berkhoff gespielt worden ist."

„Das ist sehr merkwürdig," sagte ich.

„Ich würde das Gegenteil merkwürdig gefunden haben," sagte der alte Herr.

Mein erster Gedanke war, Günther um Auskunft über den Widerspruch zwischen seiner Aussage und der seines Spielgenossen zu ersuchen; aber nach einiger Überlegung verzichtete ich darauf. Ich wollte meinem jungen

Freunde das beschämende Bekenntnis ersparen, mir eine Unwahrheit gesagt zu haben. Weshalb er dies gethan hatte, um die Abbezahlung seiner Schuld an mich zu erklären, weshalb er mich überhaupt bezahlt hatte, wenn er das nur unter Umständen thun konnte, die er verheimlichen wollte, war mir unklar; — aber es ging mich schließlich nichts an. Günther, den ich sehr lieb hatte, war nicht mein Sohn, nicht einmal ein Anverwandter von mir. Er hatte in mir stets einen väterlichen Freund gefunden, aber das berechtigte mich nicht, gegen seinen Willen, väterliche Gewalt über ihn ausüben zu wollen. Ich zog in Erwägung, daß er mit mir brechen könnte, wenn ich — ihn einer Unwahrheit zeihend — Aufklärungen von ihm verlangte, die er mir augenscheinlich vorenthalten wollte. Ein Bruch mit Günther würde mich geschmerzt haben, und deshalb nahm ich mir vor, die ganze Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Früher oder später, so meinte ich, würde ich schon erfahren, auch ohne besondere Nachforschungen anzustellen, auf welche Weise Roquefeuille zu dem Gelde gekommen war und weshalb er mir daraus ein Geheimnis gemacht hatte. Aber ich sprach über die Angelegenheit mit Susanne. Es gehörte zu dem System, nach dem ich die junge Frau behandelte, ihr unbedingtes Vertrauen zu schenken. Ich wollte sie dadurch in ihren eigenen Augen erhöhen, sie reifer machen, ihr zeigen, daß ich in ihr in jeder Beziehung eine Genossin erblickte.

Sie hörte meinem Bericht wieder aufmerksam zu. Als ich geendet hatte, fragte sie nach längerem Nachdenken, ob ich mit Roquefeuille über diese eigentüm-

lichen Enthüllungen sprechen würde. Ich erklärte ihr, aus welchen Gründen ich mich entschlossen hätte, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Da lächelte sie und sagte: „Wie klug du bist! Man hat dich nicht umsonst den Weltweisen genannt. Ich könnte es nicht für mich behalten, wenn ich jemand bei einer Unwahrheit ertappt hätte. Ich müßte ihm sagen, daß er vergebens versucht habe, mich zu täuschen."

„Du bist eben noch jung, mein Kind. Mit der Zeit wirst du so ruhig und nachsichtig werden, wie ich es bin."

Sie schwieg wieder eine kleine Weile; dann sagte sie:

„Ich bin nun einmal wie ich bin. Mich kränkt es, daß Günther dir eine Unwahrheit gesagt hat, und es wird mir schwer werden, ihn ferner so freundschaftlich zu empfangen wie bisher. Am liebsten säh' ich ihn gar nicht mehr."

„Dann bitte ich dich, mir das Opfer zu bringen, es ihm nicht zu zeigen. Möglicherweise kann sich noch alles zu seinen Gunsten aufklären. Wir wollen den Zweifel dem Verdächtigen zu gute kommen lassen."

„Du bist weise und gut — zu gut!" Und sie streichelte mir liebkosend die Hand. Dann sprachen wir von etwas anderem.

Der Winter und das Frühjahr gingen ohne weitere erhebliche Zwischenfälle vorüber. — Es war mir im Klub zu Ohren gekommen, daß Günther aufgehört hatte, sich an den hohen Partien bei Berkhoff zu beteiligen. Diese waren überhaupt seltener geworden, seitdem einige

der Hauptspieler sich schließlich genötigt gesehen hatten, sich von dem hohen Spiele zurückzuziehen. Seit einiger Zeit hörte ich gar nicht mehr davon reden; dagegen sprach man im Klub von den bedeutenden Schulden, die einige der Spieler gemacht hätten, um ihre Verluste ordnungsmäßig innerhalb der kurzen Frist, die der Gebrauch zur Regelung von Spielschulden vorschreibt, bezahlen zu können. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Roquefeuille genannt, der in die Hände von Wucherern gefallen sein sollte.

In dem Wesen meines jungen Freundes war in den letzten Wochen eine auffallende Veränderung vorgegangen. Er war still, ernst, sorgenvoll geworden, und seine Gesundheit hatte gelitten. Ich nahm an, daß Geldsorgen ihn drückten und hätte ihn gern davon befreit, aber damit hätte ich ihn zu einem Schuldbekenntnis gezwungen, und dazu konnte ich mich nicht entschließen. Außerdem sagte ich mir, daß Günther eines Tages sehr reich und es ihm dann leicht werden würde, seine Verhältnisse vollständig zu regeln: denn die Summe, die er nach den Aussagen Eingeweihter schulden sollte, war zwar bedeutend, aber doch nicht so hoch, als daß sie bei dem großen Vermögen, auf das er mit Sicherheit rechnen konnte, zu ernsten Bedenken Veranlassung gegeben hätte. Trotzdem wünschte ich, ihn aus den Wucherhänden, die ihn auspreßten, zu befreien, und eines Tages sprach ich darüber mit meinem Bruder.

Das Verhältnis zwischen diesem und mir war, was es zwischen Brüdern sein soll: wir hielten mit unverbrüchlicher Treue zu einander, jeder von uns zweien

konnte sich unbedingt auf den anderen verlassen. Nach meiner Verheiratung sah ich weniger von Richard als früher, aber das hatte in meinen Gefühlen für ihn nichts geändert, und ich durfte ruhig annehmen, daß auch die seinen, in Bezug auf mich, dieselben geblieben waren. Ich suchte ihn deshalb auf und sagte ihm in kurzen Worten, ich hätte erfahren, daß Günther in Geldnot sei, und wünschte, ihm zu helfen. Aus verschiedenen Gründen möchte ich aber dabei nicht in den Vordergrund treten und deshalb bäte ich Richard, die Sache in die Hand zu nehmen und mit meinem Gelde zu regeln. — Ich wollte fortfahren und auseinandersetzen, wie dies geschehen könnte, um, Günther gegenüber, meine Person ganz aus dem Spiele zu lassen, als mein Bruder, der ungeduldig zugehört hatte, mich heftig unterbrach:

„Ich will nichts mit Roquefeuille zu thun haben."

Ich war sehr verwundert über das schroffe Auftreten meines im allgemeinen so ruhigen Bruders. Ich hatte auf sein bereitwilligstes Entgegenkommen gerechnet. — „Und weshalb willst du nichts mit Roquefeuille zu thun haben?" fragte ich besorgt. „Hat er dich beleidigt?"

„Der junge Mann mißfällt mir, sein ganzes Wesen ist mir zuwider."

„Ich verstehe dich nicht. Du hattest ihn doch früher lieb!"

„Er mißfällt mir jetzt! Was soll ich dir mehr sagen? Ich mag ihn gar nicht mehr sehen."

Die Sache war mir unerklärlich. Ich sah Richard fragend an: „Sag' mir, was du gegen ihn hast."

Mein Bruder schüttelte unwillig den Kopf. „Ich

habe dir nichts weiter zu sagen, als daß Roquefeuille mir mißfällt, daß ich nichts mehr mit ihm zu thun haben wünsche."

„Ist das dein letztes Wort?"

„Ja, es ist mein letztes Wort."

Wir schwiegen eine Weile, dann fuhr Richard sanft und brüderlich fort: „Wir beide wollen uns wegen eines Fremden nicht streiten! — Du weißt, man hat Zuneigungen und Abneigungen, ohne daß man immer klar Rechenschaft davon ablegen kann. — Roquefeuille ist mir antipathisch. Laß dir das genügen, und sprechen wir nicht mehr davon."

Wir zankten uns auch nicht, aber ich entfernte mich mit unruhiger Traurigkeit im Herzen. Es war mir unerklärlich, weshalb sich mein Bruder gegen Günther so feindlich gesinnt zeigte. Und jetzt fiel mir auf, daß auch Susanne ihn schon seit geraumer Zeit nicht mehr so freundschaftlich unbefangen behandelte wie früher. Ich brachte dies mit den Bemerkungen in Verbindung, die sie gemacht, als ich ihr erzählt hatte, daß Günther mir die Unwahrheit gesagt habe. — Die Tugend ist streng in ihrem Urteil! — Daran wollte ich nichts ändern, aber um Susanne nicht noch mehr gegen meinen Freund zu erbittern, verschwieg ich ihr, wie unfreundlich Richard sich über ihn ausgesprochen hatte. Günther mochte aber fühlen, daß er aufgehört hatte in demselben Maße wie früher Hausfreund bei uns zu sein, denn seine Besuche waren seltener geworden. Doch sah ich ihn noch häufig im Klub und in Gesellschaft und von Zeit zu Zeit auch bei uns. Die Sorge, seine Geldangelegenheiten zu

regeln, hatte ich vorläufig zurückgeschoben. „Dazu wird im nächsten Winter noch Zeit sein," sagte ich mir. Richards Weigerung, mir zu Gunsten Roquefeuilles behilflich zu sein, erschwerte es mir, mich um die Angelegenheit zu kümmern. Sehr wichtig war sie ja nicht.

Das Frühjahr nahte seinem Ende. Wir bereiteten uns darauf vor, nach O. zu gehen, wo wir, wie gewöhnlich, einen Teil des Sommers verbringen wollten. Am Vorabend unserer Abreise empfingen wir Günthers Besuch. Als er sich von uns verabschiedete, sagte ich ihm:

„Wir rechnen natürlich auch in diesem Jahre auf dich. Komm je eher je lieber und richte dich so ein, daß du längere Zeit bei uns bleiben kannst. Die Landluft und die Ruhe des Landlebens werden dir wohl thun. Du siehst angegriffen aus."

„Oh, ich bin ganz wohl," antwortete er; „aber ich nehme deine Einladung mit Dank an."

Susanne hatte während Günthers Besuch kaum den Mund geöffnet. Ich machte ihr darüber einen leisen Vorwurf: „Weshalb warst du so unfreundlich gegen Roquefeuille?"

„War ich unfreundlich? Das weiß ich gar nicht."

„Du hast kein Wort mit ihm gesprochen, hast ihn kaum angesehen. Gewiß zürnst du ihm noch wegen seines Benehmens in der Spielangelegenheit."

„Ich zürne ihm nicht; aber offen gesagt, er ist mir nicht mehr ganz sympathisch, seitdem ich erfahren habe, daß er versucht hat, dich zu täuschen."

Ich freute mich über ihr stark entwickeltes Rechts-

gefühl, aber um Günther zu verteidigen, sagte ich: „Wenn nicht schlimmere Täuschungen vorkämen als die, von der du sprichst, dann wäre die Welt besser als sie ist."

Im Laufe des Nachmittags nahm ich von meiner Mutter Abschied. Es fiel mir auf, daß sie sehr niedergeschlagen aussah. Sie sprach nur wenig. Beim Fortgehen umarmte sie mich, was gegen ihre Gewohnheit war. Im allgemeinen erschien sie auch ihren Kindern gegenüber kalt, und sie war durchaus nicht eine sogenannte zärtliche Mutter. Ich machte mir Gedanken darüber, weshalb sie wohl so traurig und gleichzeitig erregt erschienen sein mochte; aber ich fand keine Erklärung dafür.

* * *

Wir waren etwa seit drei Wochen in O., als mir Günther durch ein Telegramm seinen Besuch auf den nächsten Tag ankündigte. Es war mir lieb, daß er kam, denn unser Leben zu zweien war einsam, und ich bildete mir ein, Susanne langweile sich. — Sie hatte sich seit unserer Verheiratung sehr verändert: aus dem frischen Wesen, das an allem, was es sah und that, Freude zu finden schien, war eine stille junge Frau geworden, auf deren Stirn sich schweres Nachdenken gelagert hatte. — Ich hatte vergebens versucht, eine Erklärung darüber von ihr zu erhalten. Übrigens war ihr Benehmen mir gegenüber tadellos: zuvorkommend, aufmerksam, jedem meiner Wünsche gefügig. Nur bemerkte ich einige Male,

daß sie längeres, ungestörtes Alleinsein mit mir zu vermeiden suchte. Sie war dabei taktvoll und vorsichtig, aber meiner eifersüchtigen Liebe, die noch dieselbe wie am Tage unserer Vermählung war, entging es nicht, und ich fühlte mich darüber sehr unglücklich. — Sollte sie schon aufgehört haben, mich zu lieben? — Der Gedanke peinigte mich unsagbar. Ich vergrub ihn in mein tiefstes Inneres. Hoffentlich hatte ich ihre Liebe noch nicht verloren, sicherlich wollte ich alles, was ich nur erdenken konnte, thun, um sie festzuhalten. — Ich überhäufte Susanne mit liebevollen Aufmerksamkeiten. Sie empfing sie dankend, gerührt sogar, schien es mir, — aber nicht freudig.

Am Tage nach dem Empfang von Günthers Telegramm fuhr ich nach der Eisenbahn, um den willkommenen Gast abzuholen. Ich fand ihn weit frischer aussehend, als ich ihn in der Stadt verlassen hatte und beglückwünschte ihn dazu.

„Ja, ich befinde mich jetzt auch wieder ganz wohl," sagte er. „Ich hatte damals einige Sorgen, aber seitdem ist alles in Ordnung gekommen."

„Das freut mich," entgegnete ich darauf. — Da er nicht sagte, welcher Art seine Sorgen gewesen waren, so glaubte ich, mich einer Frage darüber enthalten zu müssen.

Die Begrüßung zwischen Günther und Susanne war artig — ohne jede Herzlichkeit.

Nach dem Essen machte ich im Park einen langen Spaziergang mit unserem Gaste. Susanne hatte gesagt, sie fühlte sich etwas müde und war im Hause geblieben. Aber sie erwartete uns, und wir nahmen den Thee zu-

sammen ein. Sie war noch stiller als gewöhnlich, und ich bemerkte, daß Roquefeuille sie mit besorgter Aufmerksamkeit beobachtete. Als sie sich zurückgezogen hatte, fragte ich ihn:

„Findest du nicht auch, daß meine Frau etwas angegriffen aussieht?"

„Ja, es ist mir aufgefallen," antwortete er. „Sie ist doch nicht krank?"

„Sie klagt über nichts; aber ich werde nächstens den Doktor um Rat fragen. Ihr Aussehen gefällt mir seit einiger Zeit gar nicht. Ich hatte gehofft, die Landluft würde sie stärken: das ist jedoch leider nicht der Fall gewesen. Vielleicht ist es hier zu warm für sie. Ich werde mit ihr überlegen, ob wir nicht eine Reise nach dem Norden unternehmen wollen."

Roquefeuille machte dazu keine Bemerkung.

Am nächsten Morgen erhielt ich, als wir zu dreien beim Frühstück saßen, ein Telegramm von Richard, das mich angenehm überraschte: „Ich komme heute abend mit dem Halbsiebenuhrzuge."

„Neue Gesellschaft!" sagte ich und reichte Susanne das Telegramm.

Sie las es, ohne eine Miene zu verziehen, aber sie sagte freundlich: „Ich freue mich, daß du so gute Gesellschaft bekommst. — Ich werde gleich nach dem Frühstück danach sehen, daß Richards Zimmer für ihn bereit gemacht wird. — Hoffentlich bleibt er recht lange bei uns."

„Er bindet sich nicht gern; aber ich denke doch, daß wir ihn diesmal einige Wochen zurückhalten werden. —

Es ist jetzt so ungleich schöner auf dem Lande als in der Stadt."

Nach dem Frühstück verließ uns Susanne, und bald darauf entfernte sich auch Günther. Er sagte, er hätte Briefe zu schreiben. Ich blieb noch einige Zeit allein sitzen, dann begab ich mich zum Inspektor, mit dem ich einige Wirtschaftsangelegenheiten zu besprechen hatte. Sie beschäftigten mich länger, als ich erwartet hatte, und als ich wieder im Schloß war, fand ich, daß ich gerade noch Zeit genug hatte, anspannen zu lassen und abzufahren, um Richard an der Bahn begrüßen zu können. Vorher trat ich noch schnell in Günthers Stube, die auf demselben Flur wie die meinige gelegen war. — Ich fand ihn im Zimmer auf- und abgehend.

„Willst du mit mir nach der Bahn fahren?" fragte ich ihn.

„Danke vielmals! Ich bin mit meinen Briefen noch nicht fertig geworden."

„Da hast du ja eine sehr umfangreiche Korrespondenz."

„Das ist nicht so schlimm. Ich habe die beste Zeit verschlafen. Ich fand es sehr heiß."

„Auf Wiedersehen in zwei Stunden. Wir essen heute gegen acht, um Richard Zeit zu geben, sich in aller Ruhe den Eisenbahnstaub abzuwaschen."

„Sehr wohl! Um acht Uhr also."

Richards Aussehen war auffallend, als er aus dem Zuge stieg und mir langsam entgegenkam. Er sah tief ernst aus.

Wir schüttelten uns die Hände.

„Es ist doch nichts Unangenehmes vorgefallen?" fragte ich besorgt.

„Nicht, daß ich wüßte."

„Aber was macht dich denn so ernst?"

„Ich bin ja nun einmal ein ‚schwerer' Mensch. Daran hättest du dich nach langer Bekanntschaft mit mir wohl gewöhnen können."

„Dein Aussehen kam mir eigentümlich vor," sagte ich.

„Es war sehr warm im Wagen. Ich habe etwas Kopfschmerzen bekommen und bin müde. — Das ist alles!"

„Nun dann komm! Du kannst dich vor dem Essen noch eine halbe Stunde ausruhen, und wirst dich später hoffentlich wieder wohl fühlen."

„Habt Ihr Besuch?"

„Nur Günther."

„Wann ist er angekommen?"

„Gestern."

„Wie lange bleibt er bei euch?"

„Ich habe ihn noch nicht gefragt. Hoffentlich einige Zeit . . . Und du?"

„Ich komme diesmal nur auf ganz kurzen Besuch. Ich werde morgen früh wieder abreisen müssen. Ich wollte dir nur einmal die Hand drücken. — Hoffentlich kann ich bald wiederkommen. Dann bleibe ich längere Zeit."

„Weshalb mußt du uns diesmal so schnell verlassen?"

„Wegen eines Geschäftes, das vornehmlich andere Leute angeht und von dem ich heute nicht sprechen möchte. Aber du sollst später alles erfahren."

Ich drang nicht weiter in ihn.

In der geraden Parkallee, die zum Schloß führt, erblickte ich jetzt Susanne und Günther, die uns entgegenkamen. Susanne war ohne Hut. Die schrägen Strahlen der schon niedrig am Himmel stehenden Sonne warfen einen langen Schatten vor ihre mädchenhafte Gestalt und vergoldeten ihr wunderbares Haar. Ihr Madonnengesicht schien wie von einem Heiligenschein verklärt.

„Sieh nur," sagte ich mit Stolz zu Richard, „wie schön Susanne heute wieder aussieht."

„Ja, in der That, sehr schön."

„Gleich einer Heiligen schwebt sie daher."

„Gleich einer Heiligen," wiederholte Richard leise — und es war etwas in seinem Tone, das mir mißfiel.

Der Wagen machte vor den beiden Halt. Richard begrüßte sie artig, aber er reichte keinem die Hand. In dem Augenblick fiel es mir nicht auf. Ich erinnerte mich dessen erst später.

Als ich Richard auf das Zimmer geführt hatte, das er gewöhnlich in O. bewohnte, fragte er mich, auf eine Durchgangsthür zeigend: „Ist das Zimmer nebenan bewohnt?"

„Ich habe es an Günther gegeben," antwortete ich; „aber wenn du keinen Nachbar zu haben wünschst, so ist es ein Leichtes, ihn wo anders unterzubringen."

„Die Nachbarschaft stört mich nicht."

„Übrigens," fügte ich hinzu, „brauchst du nur den Thürschlüssel zu drehen, um sicher vor jeder Störung zu sein."

Das Mittagsmahl verlief still. Richards ernstes Gesicht wurde nicht freundlicher, Roquefeuille erschien befangen, was ich mir durch Richards abschreckenden Ernst erklärte. Susannens Schweigsamkeit hatte für mich nichts Auffallendes mehr.

Nach dem Essen blieben wir noch eine Weile im Wohnzimmer versammelt, wo der Kaffee eingenommen wurde, später machten wir zu vieren eine Promenade im Park, wobei Richard und ich den uns in geringer Entfernung Voranschreitenden — Susanne und Günther — folgten. Das Gespräch zwischen den beiden war kein lebhaftes, und sie sprachen zu leise, als daß ich hätte verstehen können, was sie sagten. Übrigens kümmerte ich mich nicht darum. Auch Richard war einsilbig; aber nach dem, was er mir auf meine erste Anfrage über seine Verstimmung geantwortet hatte, mochte ich nicht weiter um Aufklärung darüber drängen.

Bald nachdem wir von dem Spaziergang zurückgekehrt waren, trennten wir uns. Susanne sagte, sie fühlte sich müde, und zog sich zurück, ohne wieder in das Wohnzimmer getreten zu sein. Richard, Günther und ich blieben noch eine Weile beisammen.

„Welches ist der beste Zug, um morgen vormittag nach der Stadt zurückzukehren?“ fragte Richard.

„Wenn du uns wirklich schon morgen vormittag wieder verlassen willst,“ antwortete ich, „so hast du eigentlich nur einen guten Zug — den um acht Uhr. Dann müßtest du aber schon um halb sieben Uhr von hier fortfahren. Hoffentlich ist dir das zu früh.“

„Nein, das paßt mir ganz gut,“ sagte Richard. „Ich

wußte nicht, daß ich schon so früh wieder aufbrechen müßte, sonst hätte ich mich vorhin von deiner Frau verabschiedet. — Entschuldige mich bei ihr."

Ich nickte.

„Und sehe ich dich noch?" fuhr Richard fort.

„Ich bringe dich zur Bahn," entgegnete ich. „Auf dem Lande gilt halb sieben Uhr kaum für eine frühe Stunde."

Darauf trennten wir uns alle.

Ich fühlte mich von unerklärlicher Traurigkeit ergriffen. Es war nichts besonderes vorgefallen, was mich hätte betrüben können; aber der finstere Ernst Richards, Günthers Befangenheit und Susannens nachdenkliche Schweigsamkeit hatten ansteckend auf mich gewirkt. Lange Zeit konnte ich keine Ruhe finden, und der Schlaf, der endlich schleichend über mich kam, war kein erquickender — von wüsten Träumen gestört.

Am nächsten Morgen, auf dem Wege von O. nach der Bahn erschien Richard freundlicher als am vorhergehenden Abend. Auffallend war es mir, daß er mich beim Abschied umarmte. „Auf Wiedersehen, mein alter Bruder," sagte er. — Zärtlichkeit war sonst gar nicht seine Art. Ich erinnerte mich nicht, daß wir uns je so feierlich getrennt hätten.

„Wir sehen uns doch bald wieder?" fragte ich, ohne eine gewisse Unruhe verbergen zu können.

„Ja, richtig," antwortete er. „Ich war eben zerstreut. — Natürlich treffen wir uns bald wieder. — Auf Wiedersehen!"

Mir genügte diese Erklärung jedoch nicht. Etwas

Gezwungenes war in Richards Wesen. Auch daß er sich, als der Zug abging, aus dem Wagen lehnte und mir Abschied zuwinkte, war nicht seine gewöhnliche Art. — „Was mag er nur im Kopfe haben?“ fragte ich mich. Aber ich fand keine Antwort.

Als ich um halb zehn Uhr wieder zu Hause war, herrschte dort noch tiefe Ruhe. Weder Susanne noch Roquefeuille hatten ihre Zimmer verlassen. — Ich suchte Susanne auf. — Sie lag noch im Bett und klagte über Kopfschmerzen. Als ich sie fragte, ob ich den Doktor rufen lassen sollte, bat sie mich, mir wegen ihres Befindens keine Sorge zu machen. Sie fühle sich schon wieder besser als vor einer Stunde und werde sicherlich zum Frühstück hinunterkommen können. — Darauf erzählte ich ihr, Richard sei gezwungen gewesen, abzureisen, ohne sich von ihr verabschieden zu können.

„Er hat uns schon wieder verlassen?“ sagte sie. „Das thut mir deinetwegen leid. — Das war ja ein ungewöhnlich kurzer Besuch. — Hoffentlich hat ihn keine unangenehme Überraschung von hier abgerufen?“

„Er sagte mir gestern schon, er müsse heute wieder abreisen — wegen einer Angelegenheit, die andere Leute anginge. Er war offenbar nicht geneigt, mir mehr zu sagen, und ich habe nicht versucht, ihn auszuforschen. Übrigens hat er mir versprochen, in wenigen Tage wieder hier zu sein.“

Von Susanne ging ich zu Günther. Den fand ich am Schreibtisch sitzend.

„Du bist ja ein sehr fleißiger Briefschreiber geworden,“ sagte ich lächelnd. „Gestern hast du den ganzen

Nachmittag mit Schreiben verbracht, und heute setzt du die Arbeit in aller Frühe fort."

„Alte Briefschulden, die ich bezahle," antwortete er. „Dazu hat man auf dem Lande mehr Zeit als in der Stadt."

Sein Gesicht paßte nicht zu den unbefangenen Worten. Er sah verstört aus, blaß, sorgenvoll, wie ich ihn nie zuvor gesehen hatte.

„Bist du nicht wohl?" fragte ich.

„Ich habe schlecht geschlafen," antwortete er. — „Richard ist wohl abgereist?" fuhr er fort.

„Ich habe ihn soeben zur Bahn gebracht. — Habt ihr euch nicht von einander verabschiedet?"

„Gestern abend schon — ehe wir uns vor seiner Thür trennten."

Ich ließ Günther wieder allein, um ihn nicht bei seiner Beschäftigung zu stören, und versuchte, mich zu zerstreuen, indem ich den Inspektor aufsuchte, von dem ich mir über einige Wirtschaftsfragen Auskunft geben lassen wollte. Aber ich verstand kaum, was er mir sagte. Mein Herz war voll der Traurigkeit Susannens, Richards und Günthers, der drei Personen, die mir neben meiner Mutter am nächsten standen.

Während des Frühstücks gaben sich Susanne und Roquefeuille ersichtlich Mühe, unbefangen und heiter zu erscheinen; — aber es wollte ihnen nicht gelingen.

Nach der unerquicklichen Mahlzeit stieg ich zu Pferde, um einem meiner Pächter einen Besuch zu machen. Auf dem Rückwege begegnete ich einem Gutsnachbarn, der mich so herzlich aufforderte, mich bei ihm zu er-

frischen, — der Tag war heiß —, daß ich seine Einladung annahm. Er hatte mir eine große Fabrikanlage zu zeigen, die soeben vollendet war und für die ich mich interessirte, da ich schon seit geraumer Zeit mit dem Gedanken umging, etwas Ähnliches zu schaffen. Darüber verging mehr Zeit, als ich geglaubt hatte, und als ich wieder zu Pferde stieg, um nach O. zurückzukehren, sah ich, daß ich mich beeilen müsse, um rechtzeitig zum Essen zu Hause einzutreffen. — Dort erwartete mich eine Überraschung: der Diener überreichte mir einen Brief Günthers, in dem ich, nachdem ich ihn geöffnet hatte, ein Telegramm fand. Der Brief lautete:

„Soeben erhalte ich das einliegende Telegramm. Ich vermute, es betrifft einen Ehrenhandel. Ich muß sofort abreisen, um womöglich den Schnellzug noch zu erreichen. Der Absender, den Du nicht kennst, ist ein Korpsbruder von mir. —

In Eile. G. R."

Ich las das Telegramm: „Ich bedarf Deines Beistandes in einer wichtigen Sache. Komme sofort. Du triffst mich im Klub. Max."

Ein junger Mann, der sich schlagen will und einen Freund bittet, ihm dabei gefällig zu sein — ist nichts Außergewöhnliches. Ich ging zunächst auf mein Zimmer, um mich umzukleiden, denn der scharfe Ritt hatte mich erhitzt, und suchte so dann Susannen auf. Ich fand sie im Wohnzimmer — auf mich wartend.

„Du hast Günther noch gesehen?"

„Natürlich."

„Hat er dir etwas gesagt?"

„Wohl nicht mehr, als in dem Briefe steht, den er dir noch in Hast schrieb. Er vermutet, daß ein Freund von ihm verlangt, er solle sein Sekundant sein. Er bedauerte sehr, sich nicht von dir verabschieden zu können, aber er sagte, er müsse der dringenden Aufforderung, die sein Freund an ihn stelle, gehorchen; du würdest ihn sicherlich entschuldigen."

„Hat er dir anvertraut, wer ‚Max' ist?"

„Ein Korpsbruder Günthers. Seinen Namen nannte er nicht, und ich habe nicht danach gefragt."

Susanne saß mit dem Rücken gegen das Licht. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen. Ihre Stimme war ruhig.

„Wie fühlst du dich?" fuhr ich fort. „Sind die Kopfschmerzen vorüber?"

„Noch nicht ganz. — Du darfst mir nicht böse sein, wenn ich nicht viel spreche und früh zu Bett gehe."

„Wie sollte ich dir böse sein, mein armes Kind! Ich bedaure dich und wünsche nur, daß du bald wieder ganz wohl sein möchtest. — Wäre es nicht besser, ich ließe Doktor Hertel rufen?"

„Nein, bitte, thu' das nicht. Es würde wirklich nicht der Mühe verlohnen. Wenn ich eine ruhige Nacht habe, werde ich morgen wieder ganz wohl sein."

Darauf vergingen mehrere Tage. Susanne sah noch immer leidend aus und gestattete mir endlich, den Doktor

zu rufen. Dieser unterhielt sich geraume Zeit mit ihr und brachte mir schließlich den beruhigenden Bescheid, daß ihr nichts Bedenkliches fehle. Sie sei etwas nervös, angegriffen — von der Hitze wahrscheinlich. Er empfehle, sie an der See zu bringen; aber sie würde sicherlich auch in O. genesen, sobald sich das Wetter etwas abgekühlt hätte.

Ich schlug Susannen darauf vor, an das Meer zu gehen. Sie sagte: „Laß uns noch einige Tage warten. Ich kann nirgends besser aufgehoben sein als hier. Sollte sich aber mein Zustand nicht bessern, so bin ich gern bereit, zu versuchen, ob mir ein Luftwechsel wohlthut."

Nachdem eine Woche dahingegangen war, fing ich an, mich darüber zu beunruhigen, daß Richard nichts von sich hören ließ, und schon hatte ich die Absicht, ihm zu schreiben, als mir durch einen Eilboten ein Brief von ihm überbracht wurde. — Susanne saß mir gegenüber, als ich ihn empfing. — Ich öffnete ihn schnell. — Er enthielt nur wenige Zeilen:

„Da die Sache nicht geheim gehalten werden kann, denn sie dürfte morgen in allen Zeitungen stehen, so teile ich Dir mit, daß ich genötigt gewesen bin, mich mit Günther Roquefeuille zu schießen und daß er in dem Zweikampf gefallen ist. Alle Einzelheiten erfährst Du später. — Aber ich habe sogleich eine dringende Bitte an Dich: Bleib' vorläufig in O. — Thu es mir zuliebe. Ich bitte Dich inständigst darum. R."

Ich war entsetzt. „Allmächtiger Gott!" brachte ich hervor.

Was ist geschehen? Um Gottes willen, was ist geschehen?“ rief Susanne.

Sie ergriff den Brief, den ich noch in der Hand hielt.

Ich ließ sie gewähren. Ich hatte selbst alle Fassung verloren. Sie durchflog den Inhalt des kurzen Schreibens. Es entfiel ihren Händen, sie sank langsam zurück, schloß die Augen und wurde ohnmächtig.

Ich trug sie auf ihr Zimmer und rief die Kammerjungfer, mit deren Hilfe es mir nach einiger Zeit gelang, Susannen wieder zu sich zu bringen. Sie blickte verwirrt um sich, aber sie war bei Besinnung. Ich sandte sofort zum Arzt und blieb dann neben dem Bett sitzen, auf dem Susanne totenbleich, die Augen geschlossen, einer Sterbenden gleich, lag. Bitter warf ich mir vor, ihr den Brief überlassen, ohne sie auf die Nachricht, die er enthielt, vorbereitet zu haben. Sie war schrecklich genug, um stärkere Nerven als die Susannens zu erschüttern. Mich selbst hatte sie aufs tiefste ergriffen. — Jetzt schlug Susanne die Augen wieder auf.

„Beruhige dich,“ sagte ich zärtlich.

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie mir die Hand reichen — aber dann zog sie den halb ausgestreckten Arm wieder zurück und sagte flehend: „Sieh mich nicht so ängstlich, so mitleidig an; ich kann es nicht ertragen. — Zürne mir nicht, wegen meiner Schwäche. — Willst du ganz gut sein?“

„Wie sollte ich dir zürnen? Was wünschst du von mir? Sprich!“

„Laß' mich allein.“

Ich erhob mich sogleich — aber ich fühlte mich schmerzlich verletzt. Sie bemerkte es, trotz ihrer Schwäche.

„Zürne mir nicht, Lieber! Sei gut!"

Ich schlich auf dem Fußspitzen aus dem Zimmer. Dann setzte ich, wie im Fieber, ein Telegramm an Richard auf. Ich sagte darin, ich fügte mich seinem Wunsche, aber ich bäte ihn dringend um sofortige Aufklärung. — Noch im Laufe der Nacht erhielt ich Antwort: „Du erhältst vollständige Aufklärung, aber es ist unmöglich, sie kurz zu fassen. Gedulde Dich bis übermorgen. Bleibe in O."

Der Arzt, der Susanne gesehen hatte, beruhigte mich über deren Zustand. Meine Frau sei augenblicklich infolge einer starken nervösen Aufregung sehr schwach; — aber das würde bald vorübergehen. Sie wünschte, allein zu sein. Das sei bei ihrem Zustande leicht zu erklären. Man solle ihr ihren Willen lassen, sie nicht durch Widerspruch unnütz reizen und aufregen. Er habe ihr übrigens beruhigende Mittel verschrieben, und sie würde zweifelsohne in kurzer Zeit und für mehrere Stunden fest einschlafen. Das würde ihr wohlthun. Wenn es zu meiner Beruhigung dienen könnte, so sei er bereit, während der Nacht in ihrer Nähe zu bleiben. — Ich bat ihn darum.

Nach zwei Stunden kam er wieder in mein Zimmer und berichtete, meine Frau schlafe. Wenn ich sie jetzt sehen wollte, so sei das unbedenklich. Ich trat leise mit ihm in Susannens Schlafzimmer, in dem mildes Halbdunkel herrschte. — Wie wunderbar schön sie war: das

bleiche, feine Gesicht, mit den tief eingesunkenen, geschlossenen Augen, von aufgelöstem, blondem Haare umrahmt. Ihr Mund war leicht geöffnet und ließ die Spitzen der dichten, weißen Zahnreihen sehen. — Sie atmete kurz und unregelmäßig. Ich blieb lange am Fuße des Bettes stehen, in ihren Anblick versunken. Unendliche Liebe füllte mein Herz. — Wenn sie stürbe!

Der Arzt berührte mich leise und winkte mir, das Zimmer wieder zu verlassen. Ich folgte ihm willenlos.

An Ruhe konnte ich nicht denken. Einen großen Teil der Nacht verbrachte ich im Parke umherirrend, aber immer zog es mich von dort wieder nach der Thür, hinter der Susanne ruhte. Ich legte mein Ohr daran und lauschte. Kein Laut ließ sich vernehmen.

Der Bericht, den ich am nächsten Morgen vom Arzte empfing, war beruhigend und schloß mit der Weisung, die Kranke ungestört allein zu lassen. Es wurde mir schwer, zu gehorchen — aber ich gehorchte. Und so, in schweren Sorgen um Susannen, in tiefem Kummer um den Tod Günthers, in Bekümmernis um das Los meines Bruders verging der lange Tag und die nächste lange Nacht.

Am anderen Morgen traf Richards Brief ein: ein umfangreiches Schriftstück. — Richard erzählte darin mit vielen genauen Einzelheiten, Roquefeuille habe ihn im Klub, wo beide am folgenden Tage, nachdem sie O. verlassen hatten, zusammengetroffen waren, absichtlich so gereizt, daß er ihm schließlich beleidigenden Bescheid gegeben habe. — Darauf habe Roquefeuille ihn fordern lassen. — Die Verhandlungen der Zeugen hätten jedoch zu keinem

Ergebnis geführt, weil Roquefeuille auf so scharfe Bedingungen bestanden, daß dessen eigener Sekundant verweigert hätte, sie zu vertreten; doch war er bereit gewesen, sie Richards Sekundanten „zur Unterrichtung" mitzuteilen. Auch dieser hatte erklärt, daß Roquefeuilles Bedingungen in keinem zu rechtfertigenden Verhältnis zur Veranlassung des Duells ständen und daß er es nicht mit seinem Gewissen vereinbaren könnte, darauf einzugehen. — Roquefeuilles weitere Bemühungen, einen seinen Wünschen gefügigen Zeugen zu finden, waren vergeblich gewesen. Alle, an die er sich gewandt hatte, waren der Ansicht gewesen, der Vorfall im Klub würde am besten durch gegenseitige Erklärungen der beiden Beteiligten auszugleichen sein, im äußersten Falle könnten sie nur über einen Zweikampf unter den gewöhnlichen leichten Bedingungen verhandeln. — Darauf war Roquefeuille auf seinen ersten Freund zurückgekommen und hatte durch diesen anfragen lassen, ob Richard seine Zustimmung dazu geben wollte, daß der Ehrenhandel auf belgischem Boden ausgefochten werde. Dort habe Roquefeuille einen nahen Verwandten in der Armee, der ihm sicherlich zur Seite stehen und wohl auch in der Lage sein würde, einen seiner Kameraden zu veranlassen, Richard zu sekundiren.

„Mein Zeuge," fuhr Richard in seinem Briefe wörtlich fort, „sagte mir, ‚ich teile Ihnen dies nur zur Kenntnisnahme mit und füge hinzu, daß Sie durchaus nicht verpflichtet sind, dem eigentümlichen Ansinnen Ihres Gegners zu willfahren. Sie stehen vollständig gerechtfertigt da, nachdem Sie sich bereit erklärt haben, Herrn

von Roquefeuille jede vernünftige Genugthuung zu geben. Der Umstand, daß er hier für seine Forderung nirgends Unterstützung gefunden hat, zeigt zur Genüge, daß sie in sachverständigen Kreisen allgemein für unvernünftig betrachtet wird. Eine solche dürfen Sie ignoriren.' Ich war aber nicht geneigt, dies zu thun. ‚Graf Roquefeuille muß am besten wissen, was zur Wiederherstellung seiner verletzten Ehre nötig ist,' sagte ich. ‚Lassen Sie ihn also wissen, ich wäre mit seinen Vorschlägen einverstanden.'

„Mein Freund entfernte sich, um meinen Auftrag auszuführen. Sechsunddreißig Stunden später erhielt ich ein mir allein verständliches Telegramm, durch das ein Rittmeister von N. mir Rendez-vous auf einem kleinen belgischen Bahnhofe, in der Nähe der Grenze gab. — Ich reiste unverzüglich dahin ab und traf am bestimmten Orte mit Herrn von N. zusammen, in dem ich einen sachverständigen, ernsten Mann kennen lernte. Er war von allem, was er zu wissen für nötig hielt, unterrichtet. Unter welchen Umständen Roquefeuille und ich in Streit geraten waren, schien ihn wenig zu kümmern, er rechnete einfach mit der Thatsache, daß Roquefeuille sich durch mich schwer beleidigt fühlte und daß ich bereit war, ihm dafür die verlangte Genugthuung zu geben. — Darauf ging er über alle Formalitäten schnell hinweg und erhielt meine Zustimmung zu den vom Zeugen meines Gegners mitgeteilten Bedingungen, unter denen der Zweikampf vor sich gehen sollte. —

„Er fand am nächsten Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, in einem kleinen Gehölz, in Gegenwart der

beiden Zeugen, eines Unparteiischen und zweier Militärärzte statt. — Alle Vorbereitungen gingen schnell und ordnungsmäßig vor sich. — Im letzten Augenblick machte der Unparteiische noch einmal den vorgeschriebenen Versöhnungsversuch, und nachdem dieser abgelehnt war, wurden Roquefeuille und ich einander gegenübergestellt, des Kommandos gewärtig. — Es ertönte nach wenigen Sekunden. — Wir feuerten gleichzeitig. Ich hörte Roquefeuilles Kugel an meinem Ohre vorbeipfeifen, und in demselben Augenblicke sah ich ihn zusammenbrechen.

„Ich blieb auf meinem Platze stehen. Ich hatte keine Veranlassung, Teilnahme an dem Schicksale eines Mannes zu zeigen, der noch vor einer halben Minute die Absicht gehabt mich zu töten, wennschon ich ihm nie etwas Böses zugefügt hatte. Die anderen Anwesenden liefen auf den Gefallenen zu und umringten ihn. Eine Minute etwa war alles still. Dann wandte sich der Unparteiische zu mir und winkte mir. Ich hatte nur zehn Schritte zu machen und stand vor dem Sterbenden. Meine Kugel hatte ihn ins Herz getroffen. Sein Auge war gebrochen, und nach einer weiteren Minute war er tot.

„Der Unparteiische sagte: ‚Ich stelle fest, daß alle Regeln des Duells auf das strengste beobachtet worden sind.‘ — ‚Alle Regeln sind auf das strengste beobachtet worden,‘ wiederholten die beiden Zeugen. — Dann zog mich der Rittmeister von N. beiseite. ‚Die Herren werden nach allem sehen, was geschehen muß‘, sagte er. ‚Es ist besser, daß Sie sich entfernen‘. — Darauf verabschiedete ich mich von den zurückbleibenden vier Herren und begab mich, von N. begleitet zur Bahn. — Ein

Lokalzug, der bald darauf ankam, brachte mich in einer halben Stunde über die Grenze.

„Am nächstfolgenden Morgen, das heißt gestern, war ich wieder in meiner Wohnung, wo ich nun die Folgen des Vorfalles in Belgien abwarten will. Ich bin nicht Jurist genug, um zu wissen, was mir bevorsteht, ob ich für den Ausgang eines Duells, das auf fremdem Boden stattgefunden hat, vor den hiesigen Gerichten verantwortlich gemacht werden kann. — Das werde ich nun alles bald erfahren. Meine sofortige Verhaftung ist kaum zu befürchten, da ausgeschlossen ist, daß ich versuchen werde, mich den Folgen meiner That durch die Flucht zu entziehen. Ich werde vorläufig hier bleiben, um abzuwarten, was mit mir geschehen wird, namentlich aber auch, um etwaigem unverdientem Tadel über meine Haltung in der Sache entgegentreten zu können. Dies ist auch der Grund, weshalb ich Dich gebeten habe und wiederholt dringend bitte, in O. zu bleiben. Du kannst mir hier gar nichts nützen, und ich möchte vermeiden, daß Dein Name in irgend welchen Zusammenhange mit dem Duell gebracht werde. Sobald es ruhig geworden ist, suche ich Dich auf oder bitte Dich, hierher zu kommen."

Nicht ein Wort des Bedauerns über den Tod des armen Günther, nicht ein Wort der Entschuldigung der blutigen That! Ein trockener Bericht, wie ihn ein Polizeibeamter abgefaßt haben würde. — Ich war entrüstet, aber ich fügte mich Richards Wunsche, vorläufig in O. zu bleiben, um zwar um so bereitwilliger, als es mir sehr schwer geworden sein würde, die leidende Susanne zu verlassen.

Mit der Genesung der Kranken ging es langsam vorwärts: erst nach vier Tagen durfte ich ihr Zimmer wieder betreten. Ich war erschrocken über die Veränderung, die in der kurzen Zeit mit ihr vorgegangen war. Sie empfing mich mit einem unendlich traurigen, müden Lächeln und sagte: „Wie schwach du mich finden mußt! Sei nicht böse mit mir."

Ich war tief gerührt und sie las dies wohl in meinen Augen. Sie sagte leise weinend: „Du bist gut! Ich werde dir bis zum Tode dankbar dafür sein."

Am folgenden Tage schrieb ich einen kurzen Brief an Richard. Es war der erste unfreundliche Brief, den er in seinem Leben von mir erhalten hatte. — Er ließ ihn unbeantwortet. — Darauf war ich vorbereitet gewesen, aber es vergrößerte meine Erbitterung gegen ihn. — Ich wollte es nicht als Entschuldigung für ihn gelten lassen, daß Roquefeuille ihn zuerst gereizt und später gefordert und ihm im Zweikampf nach dem Leben getrachtet hatte. Richard war zehn Jahre älter als Günther und überhaupt ein besonnener, kalter Mann. Es wäre seine Pflicht gewesen, wie es sein Recht war, die unvernünftige Forderung seines Gegners überhaupt nicht anzunehmen; aber er hatte mit unerklärtem Eifer den Vorwand, der ihm geboten wurde, benutzt, um sich Roquefeuille gegenüber zu stellen — er hatte ihn töten wollen und er hatte ihn getötet. Daß dies ein Unglücksfall gewesen, war ausgeschlossen, denn Richard war ein Pistolenschütze ersten Ranges. — Was er gethan hatte, erschien mir grausam und ungerecht. Ich verlangte nicht mehr danach, ihn zu sehen. In Trauer um meinen un-

glücklichen Freund, den ich gleich einem Sohne geliebt hatte, sagte ich mir, ich wollte meinen Bruder nie wiedersehen.

Die Mehrzahl meiner Bekannten war um diese Zeit — im Hochsommer — von der Hauptstadt abwesend. Aber einer von ihnen war noch dort, Herr von L., und der war gerade die geeignete Persönlichkeit, mir zu sagen, was ich wissen wollte: nämlich, wie man sich in unseren Kreisen über die Haltung meines Bruders äußerte.

Zu meinem Erstaunen faßte sich der im allgemeinen sehr redselige L. in seiner Antwort ganz kurz: er habe nur wenig von dem Fall sprechen hören — die Stadt sei ja leer — aber meinen Bruder könne unmöglich ein Tadel treffen, und er habe ihn auch nirgends tadeln hören, denn es sei klar und allgemein bekannt, Graf Roquefeuille habe den Streit mutwillig heraufbeschworen und unbeugsam auf den scharfen Bedingungen bestanden, unter denen das Duell ausgefochten worden sei.

Mit meiner Mutter stand ich stets, so oft wir nicht an demselben Orte weilten, in regelmäßigem Briefverkehr. Ich erinnere mich aber nicht, je einen langen Brief von ihr erhalten zu haben. Gewöhnlich sagte sie auf einer kleinen Seite alles, was sie zu sagen hatte. — Und sie verlangte auch nicht mehr von mir. Sie wollte nur erfahren, wie ich mich befände. — Sie hatte die Stadt wenige Tage nach mir verlassen, war später noch einmal auf kurze Zeit dorthin zurückgekehrt und befand sich augenblicklich an der See. Von dort empfing ich, vier Tage nachdem Günther gefallen war, einen Brief von ihr, der aber nur die Nachricht enthielt, sie betrachte ihre Kur am

Meere als beendet und werde in wenigen Tagen nach ihrem Gute M. abreisen. Ich sollte ihr vorläufig nicht schreiben, da sie mir keine sichere Adresse geben könne: sie wisse noch nicht, ob und wo sie sich unterwegs aufhalten werde; ich würde aber sogleich nach ihrer Ankunft in M. von ihr hören.

Der Brief enthielt kein Wort über das Duell. Ich konnte mir dies nur damit erklären, daß sie an dem Tage, an dem sie ihn geschrieben, noch nichts davon gehört hatte. Und ich wartete ungeduldig auf ein Lebenszeichen von ihr. — Ich mußte mich lange gedulden. Erst nach zehn Tagen trafen Nachrichten von ihr ein: sie sei etwas ermüdet von der Reise in M eingetroffen, aber sie glaube, das werde bald vorübergehen. Mir ginge es hoffentlich gut. Sie würde sich freuen, dies von mir bestätigt zu hören.

Ich wußte, nicht was ich zu dem Brief sagen sollte. Hatte meine Mutter keine Kenntnis von dem furchtbaren Ereignis, das sie doch so nahe berührte, — oder wollte sie nichts davon wissen? — Nach langem Sinnen schrieb ich ihr nicht viel länger als sie mir geschrieben hatte, sie scheine noch nichts von dem Duell, in dem Günther gefallen sei, gehört zu haben; ich wünschte mit ihr darüber zu sprechen — ob ihr Gesundheitszustand eine derartige Unterredung gestattete? — In dem Falle würde ich sie aufsuchen, sobald ich mich vom Krankenlager meiner Frau entfernen könnte.

Darauf erwartete ich nun mit Sicherheit einen langen Brief. — Aber ich hatte mich geirrt. — Die Antwort traf mit umgehender Post ein und hatte folgende Fassung:

„Mein geliebter Sohn! Für Dich bin ich stets zu sprechen. Komm, wann Du willst. Ich befinde mich bereits wieder wohl genug, um aufstehen zu können, und die peinliche Unterredung, die Du mit mir zu haben wünschst, ist kein Grund für mich, Dich nicht zu empfangen.

Deine Mutter."

Ich verheimlichte Susanne diesen eisigen Brief. Er würde ihr warmes Herz tief verletzt haben. Ich sagte ihr nur, meine Mutter befinde sich seit einigen Tagen in M., sie sei nicht ganz wohl, und ich beabsichtige, sie aufzusuchen, sobald ich mich in O. entbehrlich fühlte.

„Meinetwegen darfst du keinen Tag länger hierbleiben," sagte Susanne. „Deine Pflege ist mir die liebste, aber ich könnte mich ihrer nicht freuen, wenn ich mir sagen müßte, daß deine Mutter sich dadurch vielleicht vernachlässigt fühlte. Besuche sie sogleich — ich bitte dich darum — und bleibe so lange du es für nötig hältst. — Sehr lange wird es hoffentlich nicht sein."

Darauf reiste ich am nächsten Tage ab, nachdem ich von Susannen zärtlich Abschied genommen und sie der Sorge des Arztes empfohlen hatte, der während meiner Abwesenheit in O. bleiben sollte. — „Sie können ruhig reisen," sagte dieser. „Ihrer Frau Gemahlin geht es heute schon erheblich besser, und ich möchte beinah dafür bürgen, daß Sie sie in vier bis fünf Tagen geheilt wiederfinden werden."

* * *

Zwischen meiner Mutter und mir kam es zu einem Auftritt, den ich bei der unbegrenzten Verehrung für sie, in der ich erzogen und alt geworden war, nicht für möglich gehalten hätte: ich wurde heftig, und bittere Worte gegen sie kamen über meine Lippen.

Ich hatte ihr meine Ankunft vorher angezeigt, und sie erwartete mich auf ihrem Zimmer, als ich in M. eintraf.

Sie saß an einem offenen Fenster, aber sie hatte, trotz der drückenden Hitze, einen leichten Shawl über ihre Füße gebreitet. Ich schritt schnell auf sie zu und küßte ihr ehrerbietig die Hand, während sie, als ich mich dazu niederbeugte, meine Stirn mit ihren Lippen berührte. Es war dies der Gruß, an den ich seit meiner frühesten Kindheit gewöhnt war. — Ehe ich mich niedersetzte, bat sie mich, das Fenster zu schließen.

Meine Mutter ist eine würdevolle Frau, deren Äußeres schon Achtung gebietet. Sie ist in ihrer Jugend sehr schön gewesen, und die Jahre haben zwar ihre Schönheit ganz verändert, aber kaum vermindert. Mit ihrem schneeweißen Haar, ihrer feinen, von tausend Fältchen durchzogenen Haut, ihren ernsten, großen Augen und den scharf gezeichneten, edlen Zügen ihres Antlitzes, erinnert sie an die Bilder alter großer Damen des 16. Jahrhunderts. — Gerechtigkeit, Willenskraft, Strenge sind auf ihrem Gesichte geschrieben. Sie ist Richard und mir stets eine sorgende, treue, nie eine zärtliche Mutter gewesen, und da wir unseren Vater bald nach der Geburt meines jüngeren Bruders verloren haben, als ich kaum acht Jahre alt war, so kann ich nicht sagen, daß meine Kindheit unter

der ausschließlichen Leitung meiner strengen, schweigsamen Mutter eine glückliche gewesen sei.

Ich war mit vierundzwanzig Jahren in den Besitz meines großen väterlichen Vermögens gelangt, und meine Mutter hatte niemals versucht, die Unabhängigkeit, die ich dadurch erlangte, anzutasten. Ich hatte mich darauf, im Laufe der Zeit, in Gesellschaft lebenslustiger, reicher Altersgenossen, nach außen hin wohl verändert, doch war der Grundzug meines Charakters der ernste, nachdenkliche geblieben, den meine Mutter in des empfängliche Herz des Kindes tief eingezeichnet hatte. — Bei Richard hatte unsere erste Erziehung noch tiefere Spuren hinterlassen. Er war ein stilles Kind gewesen, und mit den Jahren ein Mann von fast finsterem Ernst geworden. Er haßte die Lüge. Er war streng, gerecht, doch war er nicht hartherzig. Wo er einen Hilfsbedürftigen fand, den er der Unterstützung für würdig hielt, da ruhte er nicht, bis er ihm geholfen hatte. Aber es wurde ihm schwer, einen Fehler, ja eine Schwäche zu verzeihen. — Und er war leicht erzürnt. — Er beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Studien, die sein Leben auszufüllen schienen. Sein gesellschaftlicher Verkehr beschränkte sich fast ausschließlich auf den Umgang mit Professoren der Hochschule, und diese, seine gelehrten Kollegen, sprachen mit Achtung von seinem Fleiß und Scharfblick. — Er war von allen, die ihn kannten, geachtet, von vielen gefürchtet, er hatte keine Freunde. — Die einzigen Wesen, die seinem Herzen nahe standen, waren seine Mutter und sein Bruder. Er hatte mir nicht abgeraten, mich zu verheiraten. Er hatte dazu geschwiegen. — Schweigen war seine und meiner Mutter

starke Seite. Auch ich hatte gelernt, Schweigen als die stärkste Waffe gegen Ungerechtigkeit und Unbill zu betrachten und als etwas Großes, Mächtiges zu verehren — „Schweigen ist für Unglück gut", war ein Wort meiner Mutter. — Eines der ersten Gedichte, die meinem Gedächtnis eingeprägt wurden, war „La mort du Loup.":

„A voir ce que l'on fut sur terre et ce qu'on laisse,
Seul le silence est grand; tout le reste est faiblesse."

Seit meiner Verheiratung sah ich weniger von Richard als früher; aber ich hatte die Sicherheit, daß er mein treuester Freund geblieben war und selbst die Erbitterung gegen ihn, die der Tod Günthers bei mir erzeugt, hatte daran nichts geändert.

Nachdem ich das Fenster geschlossen und mich, einem Wink meiner Mutter gehorchend, ihr gegenüber niedergelassen hatte, blieben wir eine Weile, die mir lang erschien, still: denn mein Herz war voll zum Überfließen. Ich wußte, daß meine Mutter das Schweigen nicht unterbrechen würde, und deshalb begann ich zu sprechen.

„Ich finde, du siehst angegriffen aus. — Bist du leidend?"

„Ich kann seit einiger Zeit nicht schlafen. Ich hoffe, das wird vorübergehen."

„Ist Richard hier?"

„Richard ist noch in der Stadt. Ich erwarte ihn in einigen Tagen."

Wieder eine längere Pause. Es kochte in mir. Ich war nun ganz sicher, daß meine Mutter von dem Duell,

von der traurigen Rolle, die Richard dabei übernommen hatte, nicht sprechen wollte. Sie sollte davon sprechen. Deswegen gerade hatte ich die kranke Susanne verlassen und war nach M. gereist. —

Aber wie ich noch nach dem Eingang zu dem Gespräch suchte, das ich mit ihr haben wollte, unterbrach sie das Schweigen.

Sie hatte mich, das fühlte ich, obgleich ich die Augen gesenkt hielt, aufmerksam beobachtet. Jetzt sagte sie ruhig:

„Auch du siehst leidend aus. — Was fehlt dir?"

Da brach mein Zorn hervor; aber ich sprach mit gedämpfter Stimme, ehrerbietig im Tone, wie vierzigjährige Gewohnheit es mir zur zweiten Natur gemacht hatte.

Ja, ich hatte während der vergangenen Wochen viel gelitten: der Tod Günthers hatte mich auf das tiefste bekümmert, und daß er von der Hand meines Bruders gefallen war, meinen Schmerz um den Verlust, den ich erlitten hatte, verzehnfacht. — Susanne, das Liebste, das ich auf der Welt hatte, lag krank danieder. Ich hatte für ihr Leben gefürchtet. Und in meinem Schmerz, in meiner Unruhe hatten mich Mutter und Bruder allein gelassen, als wäre ich ihnen ein Fremder. Nicht ein Wort der Aufklärung hatte ich von Richard erhalten können. Nach der in der Familie beliebten Art, hatte er geschwiegen. — „Aber mit Schweigen antwortet man viel," sagte ich ingrimmig. „Mit Schweigen verjagt man den Freund. Mir, dem Bruder gegenüber war es Richards Pflicht, zu sprechen, ist Schweigen eine Beleidigung, die ich empfinde und ihm nie verzeihen werde."

„Glaubst du, es wäre besser gewesen, er hätte gesprochen?“

Es war etwas Eigentümliches, Beängstigendes in dem Tone, in dem diese Worte gesprochen wurden. Es war, als sagten sie: „Hüte dich, ihn zum Reden zu zwingen!“ — Aber das mußte ich nun. Ich wollte das Schlimmste hören, wenn es Schlimmes zu sagen gab. — Richard sollte mir antworten: es war seine Pflicht, es zu thun, mein Recht, es zu verlangen.

„Alles wäre besser gewesen als sein Schweigen,“ sagte ich, „denn durch sein Schweigen habe ich ihn und hat er einen Bruder verloren.“

Ein langgezogenes, schmerzliches „Oh . . .“ kam über die Lippen meiner Mutter. Sie beugte sich zurück und schloß eine Sekunde die Augen. — Aber in mir kochte es. Das Schweigen meiner Mutter nahm mir fast die Besinnung.

„Auch du schweigst,“ fuhr ich leise, bitter fort. „Auch du ziehst es vor, mir nicht ein Wort zur Entschuldigung Richards zu sagen. Du hast nicht einmal ein Wort gefunden, um deiner Teilnahme an meinem Kummer über Susannens Krankheit Ausdruck zu geben. Und doch mußt du wissen, daß dieser Kummer mir das Herz zerfrißt. — Kannst du kalt an dem Schmerz deines Sohnes vorübergehen — o Mutter — was bist du mir dann? Verbirgst du mir aber dein Mitleid, so daß ich es nicht zu erkennen vermag — welchen Trost, welche Linderung meines Schmerzes gewährt es mir? — Ich bin dir stets ein ehrerbietiger, liebender Sohn, Richard ein treuer Bruder gewesen — und ich möchte es bleiben. Aber eure grau-

same Kälte stößt mich zurück, und ich würde mich zu unerträglicher Einsamkeit verdammt sehen, bliebe mir nicht in der Liebe Susannens ein Asyl, in das ich mich flüchten werde, wenn ihr mich verurteilen wollt, einsam zu leiden und zu leben."

Meine Mutter erhob sich und stand kerzengerade vor mir, das stolze Haupt zurückgeworfen. — „Mein Mitleid war größer, als du glaubst. Ich hoffte, dir den furchtbarsten Schmerz ersparen zu können. Ich sehe — es kann nicht sein. Richard hatte recht, als er mir sagte, du müßtest die ganze Wahrheit erfahren und sollte sie dich vernichten."

Ich war aufgesprungen. Mir ahnte Schreckliches. „Sprich, Mutter," sagte ich, „sprich!"

„Du bist auf das abscheulichste betrogen worden . . . von deiner Frau und von deinem Freunde . . . Richard hat dich gerächt!"

Ich sank auf den Stuhl zurück. Ich konnte zunächst keinen Gedanken fassen: ich starrte betäubt vor mich hin. Endlich kam ich wieder zu mir: „Betrogen von Susanne und Günther?" sagte ich leise, fragend. „O, Mutter, quäle mich nicht so grausam. Sage mir die Wahrheit."

„Kann ich lügen? . . . Du weißt die Wahrheit."

Ich klammerte mich an das Unwahrscheinliche. Vielleicht irrst du dich? Vielleicht hat man dich getäuscht?"

„Ich bin nicht leichtfertig, wenn es sich um dein Glück handelt. Ich habe Beweise ihrer Schuld."

„Beweise ihrer Schuld?"

„Ja, Beweise!"

Sie schritt, einem Automaten gleich, so eckig und gleich-

mäßig waren ihre Bewegungen, ihrem Schreibtische zu, öffnete eine verschlossene Schublade und entnahm derselben eine unscheinbare Kassette aus dünnen Eisenblech, die sie mir ohne ein Wort übergab.

Das Kästchen war offen. Als ich den Deckel gehoben hatte, sah ich es mit Briefen gefüllt: Briefen meiner Frau an Günther von Roquefeuille. — Ich durchflog einige davon. Ich konnte keinen Zweifel mehr hegen: ich war das vertrauensselige Opfer schwarzen Verrats gewesen.

Während ich brütend dasaß, hörte ich meine Mutter sprechen, länger, als sie je mit mir gesprochen hatte Ich vernahm, was sie sagte, wie in einem bösen Traum. Doch ergriff ich klar den Sinn ihrer Rede: Meine Mutter und Richard hatten Susannen von Anfang an mißtrauisch beobachtet. — Ihr Argwohn war schließlich auf die Beziehungen zwischen meiner Frau und Roquefeuille gelenkt worden. Nach einiger Zeit hatten sie die Überzeugung gewonnen, daß die beiden mich täuschten. Aber sie hatten vollständige Gewißheit haben wollen und, da es sich um die Ehre der Familie handelte, vor keinem Mittel zurückgeschreckt, um sich diese zu verschaffen. Ein Geheimpolizist, der den Kammerdiener Roquefeuilles bestochen, hatte sie ihnen geliefert. — Am Abend des Tages, an dem Roquefeuille nach O. abgereist war, hatte Richard die Kassette ausgeliefert bekommen, die hundert unwiderlegliche Beweise von Susannens Schuld enthielt. — Darauf war Richard nach O. abgereist, hatte dort in der Nacht eine Zusammenkunft mit Roquefeuille gehabt und mit ihm den Zweikampf verabredet, in dem Roquefeuille ge-

fallen war. Dieser war ohne Widerrede auf alle Bedingungen eingegangen, die Richard gestellt hatte, der es übernahm, seinen Gegner durch ein unverfängliches Telegramm aus O. abzuberufen. — Roquefeuille sollte meinen Bruder reizen, ihn fordern, auf die schärfsten Bedingungen bestehen, um jeden Verdacht, als ob Richard das Duell gewollt habe, von diesem abzulenken.

Nach dem Tode Roquefeuilles hatten meine Mutter und mein Bruder zunächst gehofft, der wahre Grund der Sache könne vor mir verborgen gehalten werden; als Richard aber erkannt hatte, daß trotz aller von ihm gebrauchten Vorsicht die wirkliche Veranlassung des Zweikampfes hier und da geahnt wurde, da hatte er darauf gedrungen, daß mir die Wahrheit nicht ferner vorenthalten werde. Nur auf Bitten meiner Mutter war ich bisher noch im Dunkel gelassen worden. Doch war auch sie fest entschlossen gewesen, eine Trennung zwischen Susanne und mir herbeizuführen. Meine Frau sollte veranlaßt werden, mich zu verlassen. Es würde mich tief kränken, doch weniger, als wenn ich erführe, daß sie und mein Freund mich betrogen hatten. — „Diesen Vorschlag, den mir meine Liebe für dich eingab, hast du vereitelt. Ich will es nicht beklagen. Ich habe die Wahrheit gesagt. Das kann nicht schlecht sein, auch wenn es Unglück anrichtet."

Meine Mutter schwieg. —

Die Dämmerung war eingebrochen. Ich erhob mich schwerfällig.

„Ich will jetzt gehen," sagte ich.

„Wohin?"

„Nach Hause . . . Zu meiner Frau!“

Es mußte wohl etwas Schreckliches in meiner Stimme sein, denn meine Mutter sagte ängstlich: „Eine Sünde kann nicht durch ein Verbrechen gesühnt werden. — Was willst du thun?“

Ich blieb ihr die Antwort einige Minuten lang schuldig. — Sie sah, daß ich nachdachte und unterbrach mich nicht. Dann sagte ich: — „Schweigen.“

* * *

„Seul le silence est grand; tout le reste est faiblesse.“ Immer und immer wiederholte ich die Worte während der Rückfahrt nach O., und der Entschluß, den ich gefaßt hatte, stand unwiderruflich fest.

Als ich in O. angelangt war, beschied ich zunächst den Doktor zu mir. Er kam mir mit einem zufriedenen Lächeln entgegen.

„Ich kann Ihnen gute Nachrichten bringen,“ sagte er. „Der Zustand Ihrer Frau Gemahlin hat sich während der letzten achtundvierzig Stunden wesentlich gebessert und ist jetzt unbedenklich. Sie befindet sich noch immer in einem Zustand großer Niedergeschlagenheit, und ihre stark erschütterten Nerven bedürfen noch sorgfältiger Pflege, — aber die wird nicht fehlen, und ihre gesunde junge Konstitution wird das Übrige thun. Ich verordne augenblicklich nichts für sie als Ruhe. Vorläufig möchte ich sie noch in O. behalten; in vierzehn Tagen aber — so denke ich mir — können wir sie an die See führen.“

Ich dankte dem Doktor. — Seine Vorschriften, sagte ich, sollten gewissenhaft befolgt werden. Dann bat ich ihn, eine gute Krankenwärterin kommen zu lassen, mit der zusammen ich die Pflege meiner Frau übernehmen wolle. — Das Kammermädchen, das möglicherweise eine Vertraute war, sollte nicht in ihrer Nähe bleiben. Dem Doktor erklärte ich aber nur, die Jungfer verstehe nichts weiter, als ihre Herrin anzukleiden und zu frisiren; als Krankenwärterin flößte sie mir kein Vertrauen ein. Der Arzt war ganz einverstanden mit mir, daß sich eine zuverlässige Krankenwärterin augenblicklich im Dienste Susannens weit nützlicher machen könnte als ein gewandtes Kammermädchen. — Schließlich ersuchte ich den Doktor, sich bis auf weiteres täglich im Laufe des Vormittags einfinden zu wollen, um alles, was er zur Pflege der Kranken für nötig erachte, persönlich überwachen zu können.

Nachdem der Arzt gegangen war, begab ich mich auf Susannens Zimmer. Sie winkte mir vom Bett aus freundlich zu, als sie mich in der Thür erblickte, und sagte im Tone liebevollen Vorwurfes:

„Hast du so wenig Eile, mich zu sehen? Ich hörte den Wagen schon vor einer Viertelstunde ankommen und wollte dir danken, deinen Aufenthalt in M. abgekürzt zu haben."

Ich trat an das Bett und ließ mich auf einen Stuhl nieder, der an der Seite desselben für den Arzt aufgestellt war. —

Mein Gesicht sollte nichts von dem verraten, was in meinem Innern vorging, und ich glaube, es ge-

lang mir, es vollständig undurchsichtig zu machen. Ich blickte nicht finster, geschweige denn aufgeregt, zornig: kalter, teilnahmsloser tiefer Ernst allein war in meinen Augen und den starren Gesichtszügen zu lesen. Mein Blick war fest auf Susanne gerichtet und wandte sich nicht wieder von ihr ab.

Sie beobachtete mich, eine Minute etwa, ohne sprechen zu können. Erstaunen — Beunruhigung — Angst — Entsetzen malten sich in schneller Reihenfolge unverkennbar auf ihrem Antlitz. — Sie richtete sich mit einer heftigen Bewegung halb in die Höhe und starrte mich an. Ihr Atem flog, der Angstschweiß trat ihr auf die Stirn.

„Was ist vorgefallen? Sprich! — Um Gotteswillen: sprich!"

Und als ich unbeweglich, stumm, die Augen ohne Klage, ohne Vorwurf ruhig auf sie gerichtet, sitzen blieb, da sprang sie plötzlich mit einem unterdrückten Aufschrei aus dem Bett und stand geisterbleich, die Augen in wahnsinnigem Entsetzen aufgerissen, vor mir.

„Was ist vorgefallen? Ich beschwöre dich, sage mir, was ist vorgefallen? . . . Bist du krank? . . . Zürnst du mir? . . . O sprich, sprich! . . . Was ist vorgefallen?"

Sie wich, ohne die Augen von mir abzuwenden, gebannt wie der Vogel durch die Schlange langsam, scheu, lautlos zurück. Ich glaubte, sie wolle versuchen, sich ungehindert der Thür zu nähern, zu entfliehen. — Ich ließ es geschehen. Ich wandte nur den Kopf und verfolgte, ihr in die Augen blickend, ihre Bewegungen. — In der

Mitte des Zimmers blieb sie stehen. Zum erstenmal, seitdem ich an das Bett getreten war, senkten sich ihre Lider, und es schien mir, als dächte sie nach. — Dann, ohne mich anzusehen, schlich sie nach dem Bette zurück und legte sich wieder nieder. — Einen kurzen Augenblick streifte mich ihr unstäter Blick, dann legte sie die Hände vor das Gesicht und wimmerte leise, flehend, zum Erbarmen:

„Ich bitte dich, so sehr ich kann, sei nicht so unbarmherzig, so grausam, sage nur ein Wort, nur ein einziges Wort. — Ein Wort . . . ein Wort . . . Und, oh! sieh mich nicht so an, nimm deinen Blick von mir!"

Ich schwieg. — Sie brach in ein leises, kindliches Wimmern aus, zog das Betttuch über ihr Gesicht, und blieb eine Weile unbeweglich liegen. Dann vorsichtig, leise, als könne sie meine Wachsamkeit täuschen, befreite sie den oberen Teil ihres Kopfes von dem Laken und spähte nach mir herüber; aber als ihre Augen meinen Blick wiedergefunden hatten, zog sie den Kopf schnell zurück und verhüllte ihr Antlitz von neuem.

Ich blieb unbeweglich.

Drei Stunden schlichen dahin. — Ich hörte von der Schloßkapelle die siebente Stunde schlagen — Ich erhob mich und zog die Klingel, die neben dem Kopfkissen angebracht war. Als Susanne bemerkte, daß ich mich dabei über sie beugte, warf sie die Decke, die sie über ihr Haupt gezogen hatte, schnell zurück. Der Ausdruck ihres Gesichtes zeugte von furchtbarster Todesangst. — Ein kurzer Aufschrei! — In demselben Augenblick ertönte die Klingel

Es schien sie zu beruhigen. — Ihre Lippen bewegten sich, aber es drang kein Laut darüber.

Ich trat an die Thür, und als ich den eilenden Schritt des Dieners vernahm, öffnete ich und befahl im Flüstertone, das Essen für die Kranke heraufzubringen; ich würde nebenan, in meinem Zimmer, speisen. — Dann setzte ich mich wieder an das Bett. — Als das Kammermädchen, mit einem kleinen, für die Kranke gedeckten Tisch hereintrat, begab ich mich auf mein Zimmer, lehnte ohne sie zu schließen, die Thür an, die von dort nach dem Schlafgemach meiner Frau führte, und nahm etwas Nahrung zu mir. Denn ich durfte nicht schwach werden.

Ich vernahm das Kommen und Gehen des Kammermädchens im Nebenzimmer. Ich hörte, wie sie nach einer Weile leise sagte: „Wollen die gnädige Frau denn gar nichts genießen?“ ohne daß ihr eine Antwort wurde. Bald darauf wurde das Essen abgetragen, und das Kammermädchen verließ das Zimmer. Sobald sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, trat ich wieder an das Bett meiner Frau und nahm meinen Platz an demselben ein. — Und dort verharrte ich, mit den kurzen Unterbrechungen, die ich dem Kammermädchen gewährte, um das Krankenlager für die Nacht zurecht zu machen, bis zum Morgen.

Während der unendlich langen Nacht lag Susanne verhüllten Hauptes vor mir In langen Zwischenräumen zog sie die Decke zurück und versuchte bei dem Halbdunkel, das im Zimmer herrschte, zu erkennen, ob ich schliefe. Wenn sie meine starr auf sie gerichteten Augen sah, schrak sie zusammen und verbarg sich wieder.

Als ich an einigen Bewegungen auf Flur und Treppe bemerkt hatte, daß die Dienerschaft aufgestanden sei, klingelte ich wieder, entfernte mich geräuschlos und ließ das Kammermädchen mehrere Stunden lang allein mit ihrer Herrin.

Ich versuchte während der Zeit zu schlafen; aber ich konnte keine Ruhe finden.

Gegen zehn Uhr morgens ließ sich der Doktor bei mir melden.

Ich empfing ihn, nachdem ich die Thür, die nach Susannens Zimmer führte, geschlossen hatte. — Der Doktor war in Gesellschaft einer noch jungen Frau in grauem Gewande, von gefälligem Äußeren, stillem, gleichzeitig bescheidenem und entschlossenem Auftreten, die er mir als „Schwester Luise" vorstellte. — Ich sagte dem Doktor, er möchte sich sogleich von dem Zustand meiner Frau überzeugen, mir käme er nicht unbedenklich vor Ich hätte mich so ruhig wie möglich in ihrer Gegenwart verhalten, aber sie erscheine mir trotzdem sehr aufgeregt. — Dann verständigte ich mich mit Schwester Luise, wie wir uns in den Dienst bei der Kranken teilen wollten. Sie sollte des Morgens und des Abends von fünf bis elf Uhr bei ihr sein; während der anderen zwölf Stunden wollte ich wachen.

„Aber Sie werden sich krank machen, wenn Sie jede Nacht am Krankenbett zubringen wollen," sagte der Arzt. „Das darf ich nicht gestatten."

„Das müssen Sie mir schon erlauben, Herr Doktor," antwortete ich; „denn es ist auch das beste für mich. Ich würde in meinem Bett doch keine Ruhe finden, wenn

ich dächte, daß meine Frau nebenan leidend darniederliegt. — Am Tage, wenn das Nachtwachen mich müde gemacht hat, darf ich dagegen hoffen, einige Stunden schlafen zu können."

„Nun," meinte der Doktor, „hoffentlich wird sich der Zustand Ihrer Frau Gemahlin bald soweit gebessert haben, daß Sie selbst vorschlagen werden, Ihre Nachtruhe nehmen zu dürfen. — Ich will jetzt die Kranke besuchen und ihr Schwester Luise vorstellen."

Die beiden verließen mich. Während sie über den Flur in das Krankenzimmer traten, öffnete ich vorsichtig, doch laut genug, um es meiner Frau vernehmbar zu machen, die Verbindungsthür zwischen ihrem und meinem Gemach. — Aber ich ließ die Thür angelehnt.

Gleich darauf hörte ich den Doktor meine Frau begrüßen und ihr Schwester Luise vorstellen. Dann kamen die üblichen Fragen: ‚Wie befinden Sie sich — wie haben Sie geschlafen — wie ist der Appetit — der Puls?' und so weiter

Die Antworten meiner Frau wurden mit so leiser Stimme abgegeben, daß es mir unmöglich war, auch nur ein Wort davon zu verstehen.

Ich hörte den Doktor „Hm, Hm!" machen, Schwester Luise beiseite nehmen und mit ihr sprechen. Dann wurde es einige Minuten still, bis ich den Doktor wieder vernahm: „Sie müssen ruhen, gnädige Frau. Ich werde Ihnen etwas verschreiben, wonach Sie schlafen werden. — Sie befanden sich gestern besser als heute. — Hat Sie etwas aufgeregt?"

Einige unverständliche Worte meiner Frau — sodann der Doktor wieder:

„Nichts? Gar nichts? Das verstehe ich nicht. — Sie haben wieder etwas Fieber; aber Schwester Luise wird gut acht geben. Fügen Sie sich nur vertrauensvoll all' ihren Weisungen. — Ich werde heute abend wieder vorkommen, um zu sehen, wie die Arznei gewirkt hat."

Gleich darauf hörte ich ihn das Zimmer verlassen, und eine halbe Minute später klopfte er wieder bei mir an. Ich hatte inzwischen die Durchgangsthür leise geschlossen.

Der Doktor trat mir mit sorgenvoller Miene entgegen.

„Ich begreife den Zustand Ihrer Frau Gemahlin nicht," sagte er. „Gestern war sie ganz entschieden auf dem Wege schneller Besserung, heute ist sie schwächer und unruhiger, als ich sie je zuvor gesehen habe. — Sie kann oder sie will mir keine Auskunft geben. — Auf meine Frage, ob etwas vorgefallen wäre, was sie aufgeregt hätte, giebt sie mir verneinenden Bescheid. — Doch behaupte ich, daß ihr etwas Peinliches zugestoßen sein muß. Jede andere Erklärung für ihren augenblicklichen Zustand fehlt mir. — Können Sie mir Aufklärung geben?"

Ich zuckte die Achseln und blickte finster und nachdenklich vor mich hin. — Ich war finster und nachdenklich. Dem Doktor gegenüber konnte ich die Maske kalter Gleichgültigkeit ablegen, die ich in Susannens Gegenwart trug.

„Besinnen Sie sich," fuhr der Doktor fort. „Haben Sie irgend etwas gesagt, was die Kranke aufregen konnte?"

Darauf antwortete ich mit Bestimmtheit, ich wäre sicher, auch nicht ein Wort gesagt zu haben, was meine Frau peinlich berührt haben könnte.

Der Arzt bemerkte zögernd und verlegen, es wäre möglich, daß meine Gegenwart die Kranke beunruhige. Er möchte empfehlen zu versuchen, ob sich ihr Zustand nicht bessern werde, wenn man sie ausschließlich in den Händen der Schwester Luise ließe, die eine ganz zuverlässige und sehr gute, ehrenwerte Person sei.

Da mußte ich vorbeugen. — Ich erklärte dem Arzte mit einer Festigkeit die ihm einen Widerspruch unmöglich machte, wenn er nicht darauf verzichten wollte, Susannen ferner zu behandeln, ich würde mich auf ein derartiges Experiment nicht einlassen, ich betrachtete es als eine persönliche Beleidigung, wenn er annehmen wollte, daß ich meiner Frau gewissermaßen Widerwillen einflöße. Ich hätte sie seit unserer Verheiratung auf Händen getragen, und wäre noch bei meinem gestrigen Eintritt in ihr Zimmer liebevoll von ihr begrüßt worden, ja sie hätte sich darüber beklagt, daß ich nicht unmittelbar nach meiner Ankunft zu ihr gekommen wäre. — „Niemand," so schloß ich meine Worte, „kann an dem Befinden meiner Frau größeren Anteil nehmen als ich selbst. Ich schulde ihr meine Gesellschaft, und es ist mir ein Bedürfnis, sie zu sehen. Ich bin bereit, mich Ihren ärztlichen Anordnungen zu unterwerfen, meiner Frau kein Wort zu sagen, das sie aufregen, geschweige denn verletzen könnte;

— aber ich weiche nicht von der Stelle, die mir mein Recht und meine Pflicht anweisen. Nähme ich eine andere Haltung an, so könnte dies eine Entfremdung zwischen meiner Frau und mir herbeiführen. Daran mag ich nicht denken. Ich wünsche, daß wir uns stets ganz verstehen, und dazu müssen wir uns unter allen Umständen nahe bleiben."

Ich hatte mit einer Leidenschaftlichkeit gesprochen, die der Doktor, der mich seit langen Jahren kannte, nie zuvor an mir bemerkt hatte, und die einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen schien. Auch war ja das, was ich sagte, richtig und berechtigt. Er bedauerte augenscheinlich, mich gekränkt zu haben, und war nun bemüht, dies wieder gut zu machen, indem er sagte, sein Vorschlag habe nur auf einen Versuch hingewiesen, dem er keine besondere Bedeutung beimesse: er füge sich bereitwillig meinen Wünschen.

Ich atmete auf. — Nun hatte ich gewonnene Sache. — Der Doktor, dessen war ich gewiß, würde nicht wagen, noch einmal zu versuchen, mich aus dem Krankenzimmer zu verbannen.

Von nun an begann ein furchtbarer stiller Kampf zwischen Susannen und mir, in dem ich des Sieges von Anfang an sicher war, und dessen tödliche Einförmigkeit nicht wieder unterbrochen wurde. — Ich hatte mich mit Schwester Luise ohne Schwierigkeit vollständig verständigt. Es war mir leicht gewesen, festzustellen, das Susanne nicht versucht hatte, sie zu ihrer Vertrauten zu machen. Übrigens würde sie bei dem frommen, reinen Mädchen wohl auch wenig Verständnis

für eine Erzählung ihrer Schicksale gefunden haben. — In mir erblickte Schwester Luise nur einen sorgenvollen, aufmerksamen, stillen, unermüdlichen Krankenwärter, den sie wegen dieser Eigenschaften schätzte; ich erkannte in ihr eines jener auserwählten Wesen, die, inmitten der sündigen Menschheit, unbekannt, rastlos, anspruchslos das Gute um des Guten Willen thun, und die nicht anders handeln könnten, als sie handeln, weil sie von reinem Gemüt, milde und gut sind.

Schwester Luise und ich lösten einander mit nie fehlender Pünktlichkeit am Bette der Kranken ab. Ich hatte mit ihr verabredet, daß wir die Leidende nicht durch Gespräch in ihrer Gegenwart stören wollten. Was ich ihr zu sagen hatte oder von ihr hören wollte, das teilten wir uns in meinem Zimmer gelegentlich mit, wenn Schwester Luise meine, in leichten Schlummer versunkene Frau unbedenklich allein lassen konnte. — Ganz regelmäßig verließ ich das Krankenzimmer in dem Augenblick, wo Schwester Luise eintrat, und sie ließ mich allein, sobald ich mich auf dem Stuhle neben dem Bette niedergelassen hatte.

Dort saß ich wochenlang, täglich zwölf Stunden, von elf bis fünf Uhr nachmittags und zu denselben Stunden der Nacht, in starrer Ruhe, die Hände ineinandergelegt, die Augen auf Susannen geheftet, niemals die Lippen öffnend, niemals durch ein Zucken des Gesichtes, durch einen Blick der Augen offenbarend, was in mir vorging, wie Gram und Schmerz an meinen Herzen fraßen. — Und mein Gram war das einzige, was mir wohlthat, was meinen Mut und meine Kräfte

aufrecht erhielt, damit ich ausharren könnte bis zum Ende.

Jedesmal, wenn ich eintrat, warf Susanne einen langen, flehenden, fragenden, ängstlichen Blick auf mich, — und wenn sie erkannte, daß meine Augen und mein Mund stumm blieben, dann entrang sich ihrer Brust ein leises, unbeschreiblich schmerzliches Stöhnen — sie verhüllte ihr Haupt und blieb, wie eine mit dem Leilach bedeckte Tote, stundenlang unbeweglich liegen.

Es wurde Herbst. — Susanne war zum Skelett geworden, und an mir nagten ihre und meine Leiden. Mein Haar war ergraut, meine Haltung gebeugt, das Gesicht, das mir im Spiegel aus weitgeöffneten, ausdruckslosen Augen entgegenstarrte, war mir fremd, ungeheuer. —

Der Doktor wollte mich in ärztliche Behandlung nehmen. Ich wies ihn kalt zurück.

Der Winter war gekommen. Gespenstisch weiß, öde, tot umgab die Landschaft das unheimliche Schloß.

Da, eines Nachts bemerkte ich eine Bewegung unter dem Laken, mit dem Susanne sich verhüllt hatte, und langsam wurde ihr Antlitz sichtbar: klein, totenbleich, die dunkel gewordenen, übernatürlich großen Augen im Fieberglanz leuchtend. — Sie richtete sich mühsam in die Höhe und stieg schwerfällig aus dem Bett und stand vor mir im langen weißen Nachtgewand, über das sich ihr Haar wie ein Mantel aus lichtem, feinem Seidengewebe breitete. —

Der Ausdruck ihres Gesichtes hatte sich verändert: nicht mehr Angst und Schrecken, nur Leid und Jammer

standen darauf geschrieben. Sie stützte sich auf die Lehne meines Sessels und sank zitternd auf die Kniee. Dann streckte sie mir die weißen, schwachen Arme entgegen, und wie überirdisches Flüstern, grauenhaft, in Mark und Bein dringend, kam es über ihre Lippen:

„Der Allbarmherzige wird mir im Himmel gnädig sein, denn ich habe auf Erden Unsägliches gelitten. Nun werde ich endlich sterben. — Ich fürchte nichts mehr auf Erden. — Nicht für mich — o, glaube es mir! — deines Friedens wegen flehe ich dich an: sei barmherzig, verzeihe mir. Scheide nicht in Unfrieden von mir, damit auch du nach meinem Tode Ruhe finden mögest."

Sie umfaßte meine Kniee und beugte das Haupt, und ein schwaches, unverständliches Murmeln ging über ihre Lippen.

Da kam es wie eine Offenbarung über mich, daß das Maß der Sühne voll sei, daß ich der Reuigen ihre Schuld vergeben müsse. — Der eisige Schmerz schmolz in meiner Brust und erfüllte mein ganzes Sein mit verzehrendem Mitleid, mit der Liebe, die nicht das Ihre sucht, die alles verzeiht. Ich legte meine Hand auf ihr Haupt und sagte sanft:

„Stehe auf, Susanne, ich habe dir verziehen."

Sie hob das arme, gequälte, von Schmerz verklärte Antlitz und beugte es weit zurück, so daß ihre aufgelösten Haare den Boden zu meinen Füßen bedeckten, und blickte mich an: lange, dankbar, und ach, so traurig! — Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und ein zitterndes, schwaches Klagen drang aus ihrer Brust. — Und auch

mein Schmerz löste sich in Thränen. Als sie das sah schlang sie ihre Arme um meinen Nacken und versuchte, sich daran emporzuziehen. Aber die Kräfte versagten ihr. Ich umfaßte sie und trug die leichte Gestalt auf das Bett, wo ich sie sanft niederlegte.

„Laß mich noch einmal hören, daß du mir verziehen hast," flüsterte sie.

„Ich habe dir verziehen, von ganzem Herzen verziehen," brachte ich hervor.

Da hob sie noch einmal die Arme und zog mich mit ihren letzten kleinen Kräften zu sich, und ihre erkaltenden Lippen berührten mich in feierlichem Abschiedskuß.

In dem Augenblick wurde die Thür kaum hörbar geöffnet, und Schwester Luise trat herein. Als sie mich über die Sterbende gebeugt erblickte, näherte sie sich schnell dem Bette. Sie warf nur einen Blick auf Susannen und entfernte sich dann wieder, und gleich darauf vernahm ich ihren eilenden Schritt auf der Treppe.

Nach einiger Zeit kam sie zurück, vom Pfarrer im Meßgewand begleitet. — Ich sank am Fuße des Bettes neben Schwester Luise auf die Kniee, während der Priester seines heiligen Amtes waltete.

„. . . Pax tecum!"

Der Geistliche war gegangen. Es war wieder still im Sterbezimmer geworden; aber nicht von der furchtbaren Stille, die mich so lange dort umweht hatte —: von friedlicher, erhebender, versöhnter Stille. — Susannens Hand suchte die meine und ruhte bald darin. — Der Tod siegte schnell über seine schwache Beute. — Der müde

Blick erloſch, die Atemzüge wurden kürzer, ſchneller, leiſer . . . Ich hörte ſie nicht mehr . . . Sie hatten aufgehört.

* *
*

Schweigen — Stille — Friedhofsruhe: rings um mich her und in meinem Herzen. — Ich bin müde . . . odmüde, und möchte nun ruhen — neben Suſannen.

Der Hamal.

Ohannes war zweiter Hamal in dem alten deutschen Bankgeschäfte Mertens & Söhne in Konstantinopel, und in dieser Eigenschaft mit der Thätigkeit eines Kassenboten betraut. Er war nicht aus der großen Zunft der Hamal (Lastträger) hervorgegangen, aber er zählte Verwandte und Freunde unter ihnen, war in Armenien geboren, frei, allem Anscheine nach, von den Lastern der verweichlichten Abkömmlinge eingewanderter Familien, und im Vollbesitze der charakteristischen Kennzeichen seiner bäuerischen Landsleute: eines ernsten, friedfertigen Wesens, zäher Arbeitstüchtigkeit und Arbeitslust, unübertrefflicher Mäßigkeit im Essen und Trinken und großer Körperkraft. Dabei war er ein schöner, stattlicher Mann, mit der Brust und den Schultern eines Athleten, bleich von Angesicht, mit pechschwarzem Haare, großen, dunklen, traurigen Augen, starken weißen Zähnen und einer mächtigen Nase. Er sprach wenig und immer nur zur Sache und führte die zahlreichen und verschiedenartigen Aufträge, die ihm täglich erteilt wurden, pünktlich, gewissenhaft und verständig aus.

Vor sieben Jahren hatte ihn sein Onkel Kevork, der damals zweiter Hamal bei Herrn Mertens war, diesem vorgestellt.

„Ich möchte auf einige Zeit nach Hause gehen," hatte Kevork gesagt; „meine Anverwandten werden alt, und ich habe einen Brief von meinem Vater erhalten, in dem er mir schreibt, er wünschte, mich vor seinem Tode wiederzusehen; auch habe ich einige Geschäfts-Angelegenheiten zu ordnen. Und darum bitte ich um einen längeren, einen unbestimmten Urlaub. Ich habe einen meiner Neffen hierher kommen lassen, der vor drei Tagen in Galata eingetroffen ist, Weib und Kind und sonstigen Anhang in der Heimat gelassen hat, und dessen Kefil (Gewährsmann) ich sein will. Ich bürge dafür, Herr, daß er ein treuer Mann ist, der, nachdem ich ihm gezeigt haben werde, was seine Pflichten hier sind, alles, was mir in diesem Hause anvertraut war, so gut und pünktlich verrichten wird, wie ich selbst es nunmehr fünfzehn Jahre lang gethan habe, zu Eurer und Eures verstorbenen Herrn Vaters Zufriedenheit. Geruht Ihr, meinen Neffen anzusehen und mit ihm zu sprechen, und habt Ihr die Gnade, wenn sein Äußeres Euch gefällt, ihn an meiner Stelle in Eure Dienste nehmen zu wollen. Ihr werdet in ihm kaum einen neuen Diener erkennen, denn er ist von meinem Fleisch und Blut, und er wird Euch wie einen Vater ehren und Euch in allem, was Ihr ihm anbefehlen mögt, ohne eigenen Willen, gehorchen. Und komme ich später zurück, so werde ich hier nichts verändert finden und meinen alten Platz wieder einnehmen können, so daß Ihr kaum bemerken werdet, daß ich von Euch gegangen war."

Herr Mertens, ein junger Mann von dreißig Jahren, der aber die Luft von Stambul, Galata und Pera seit seiner Kindheit eingesogen hatte, wußte wohl, was es zu bedeuten hatte, wenn ein Hamal in dieser Weise davon sprach, in die Heimat — ins Memlekel — zurückzukehren. Der Onkel Kevorks hatte dieselbe Rede dem alten Herrn Mertens vor fünfzehn Jahren gehalten, und Ohannes würde eines Tages zum derzeitigen Inhaber des Geschäftes in derselben Weise sprechen. — Kevork hatte jedes Jahr um einen kurzen Urlaub gebeten, und einen solchen auch regelmäßig erhalten. Er war dann nach Hause geeilt, um nach Frau und Kind und dem Eigentum zu sehen, und war stets zur bestimmten Zeit auf seinen Posten zurückgekehrt; aber die Art und Weise, wie er diesmal um Urlaub bat, sagte Herrn Mertens, Kevork habe während fünfzehnjähriger ehrlicher und unermüdlicher Arbeit genug Geld erspart, um hoffen zu dürfen, damit in seiner Heimat ein freies, auch ein sorgenfreies Leben führen zu können, und er werde, wenn es ihm zu Hause nicht unerwartet schlecht ging, niemals nach Galata zurückkehren. — Herr Mertens bedauerte, einen bewährten, guten Diener zu verlieren; aber er versuchte nicht, ihn zurückzuhalten. Er wußte, das würde vergeblich gewesen sein. Und so sagte er nur:

„Wie heißt dein Neffe?"

„Ohannes, Herr!"

„Wie alt ist er?"

„Fünfundzwanzig Jahre."

„Du darfst ihn mir morgen vorstellen."

Am nächsten Morgen erschien Ohannes, der Neffe

Kevorks. Er machte einen günstigen Eindruck auf Herrn Mertens und wurde an Stelle des ausscheidenden Onkels als Kassenbote in Dienst genommen.

Kevork blieb darauf noch zehn Tage in Herrn Mertens Hause und verabschiedete sich erst, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Ohannes in der Lage sei, ihn vollständig zu ersetzen. Dann dankte er seinem Herrn — ohne Überschwänglichkeit, ruhig, würdig, ernst, für alles Gute, das er in seinen Diensten genossen hatte, küßte den Saum seines Gewandes und verschwand mit dem üblichen: „Allah ömürler versin" — „Der Herr möge dein Leben erhalten!"

Ohannes bewährte sich. Es schien in der That, als habe sich im Hause Mertens' seit Kevorks Abschied nichts verändert. Die alten Diener hatten sich ohne weiteres und in ganz unauffälliger Weise mit dem Neu-Angekommenen vertraut gemacht und in ihrer Art befreundet, und dieser ging nach einigen Tagen all' seinen Obliegenheiten mit einer Ruhe und Sicherheit nach, als wäre er sein Lebenlang Kassenbote des Bankgeschäftes gewesen. Der Kassier oder Herr Mertens selbst mochten Ohannes jeden Auftrag geben, der gerade vorlag — der Mann richtete nie eine Frage um nähere Auskunft an sie und that, was ihm befohlen war, ohne sich einen Fehler oder eine Vernachlässigung zu Schulden kommen zu lassen Und das dauerte sieben Jahre ohne andere Unterbrechung, als die des jährlich regelmäßig erbetenen und bewilligten kurzen Urlaubes

Da erschien an einem heißen Junitage der Türke Hadschi Mehemed, ein langjähriger und angesehener Kunde

des Hauses, in Herrn Mertens' Arbeitszimmer und erzählte ihm, infolge eines Versehens seines Kassiers wären dem Hamal Ohannes, der gestern eine Summe von siebzig türkischen Pfund bei ihm zu entnehmen gehabt habe, dreißig Pfund zu viel ausgezahlt worden, und er bäte, daß ihm dieser Betrag zurückerstattet werde.

Herr Mertens beschied Ohannes zu sich.

„Du hast gestern Geld bei Herrn Hadschi Mehemed erhoben?"

„Ja, Herr!"

„Wie viel?"

„Ich sollte siebzig Pfund holen, man hat sich aber bei der Auszahlung geirrt und mir ein halbes Pfund zu viel gegeben. Ich selbst habe das erst hier bemerkt und dem Herrn Kassier davon Anzeige gemacht. Der hat mir befohlen, das halbe Pfund zu Herrn Hadschi Mehemed zurückzubringen. Das habe ich gethan. Dort hat man es nicht annehmen wollen. Ein Irrtum wäre nicht vorgefallen, hat man mir gesagt. Das halbe Pfund müsse auf andere Weise unter die siebzig gekommen sein."

„Nun?"

„Ich habe mit dem Herrn Kassier heute noch nicht abgerechnet. Ich wollte ihm zur üblichen Stunde Hadschi Mehemeds Antwort bringen und ihm gleichzeitig das halbe Pfund zurückgegeben."

„So! Nun höre, was Herr Hadschi Mehemed sagt."

Die armenischen Diener werden im allgemeinen mit etwas mehr Rücksicht behandelt, als zum Beispiel ein Engländer auf einen Chinesen oder Indier oder ein Amerikaner auf einen „Nigger" nimmt, aber großen Zwang legt sich

der Türke auch nicht auf, wenn er mit einem Hamal spricht.

„Du solltest gestern siebzig Pfund bei mir in Empfang nehmen," sagte Hadschi Mehemed.

„Ja."

„Man hat dir statt dessen hundert Pfund gegeben."

„Nein. Siebzig und ein halbes Pfund hat man mir gegeben."

„Laß' das halbe Pfund; das ist eine Kinderei. Du hast hundert Pfund erhalten und nur siebzig abgeliefert. Geh' auf dein Zimmer und suche die dreißig Pfund; du wirst sie schon finden."

„Ich kann sie nicht finden, denn ich habe sie nicht bekommen."

Der Mann sprach in seinem gewöhnlichen ruhigen Tone, als schien er die Beleidigung nicht zu fühlen, die in dem gegen ihn ausgesprochenen Verdachte lag. Keine Muskel seines stillen Gesichtes zuckte; nur seine Augen blickten finster.

Hadschi Mehemed verlor nicht etwa die Geduld. Er sagte gelassen: „Ich möchte dich nicht unglücklich machen, aber ich will mich nicht bestehlen lassen. Heute ist Dienstag. Du hast das Geld vielleicht schon nach Hause geschickt, dann mußt du sehen, wie du es ersetzen kannst. Wenn es nicht Sonnabend früh in meiner Kasse ist, so sitzt du Sonnabend abends in Galata-Seraï."

Galata-Seraï, das Untersuchungs-Gefängnis, ist der Schrecken aller nichteuropäischen Bewohner von Konstantinopel. Es ist eine Hölle, in dem Verdächtige und Angeklagte monatelang schmachten können, ehe ein Urteils-

spruch über ihr Schicksal entscheidet. Und auch der, dessen Unschuld schließlich erkannt wird, verläßt Galata-Seraï nicht, ohne mit einem Makel behaftet zu sein, der bis zu seinem Tode an ihm haften kann.

Ohannes' bleiches Gesicht wurde noch weißer, und seine Augen erschienen noch größer und dunkler. Aber seine Stimme blieb sanft und ruhig, als er sagte: „Warum wollet Ihr mich zu Grunde richten?"

„Ich habe nicht die Absicht, dich zu Grunde zu richten; ich will nur zu meinem Gelde kommen. Gieb die dreißig Pfund heraus, und ich habe nichts mehr mit dir zu thun."

„Ich habe sie nicht. Wie könnte ich mich an fremdem Gelde vergreifen? Ich wäre ja ein schlechter Mensch — ein Dieb."

„Nun, ich denke eben, daß du das bist. Noch einmal: Willst du die dreißig Pfund herausgeben?"

„Ich habe sie nicht erhalten?"

„Nun gut. Das weitere wird sich Sonnabend finden."

Herr Mertens machte Ohannes ein Zeichen, sich zu entfernen, und dieser verließ das Zimmer in seiner gewöhnlichen stillen Weise.

„Der Mann sieht nicht wie ein Verbrecher aus," sagte Herr Mertens, als er wieder mit Hadschi Mehemed allein war.

„Wer kann einen Armenier durchschauen? Er hat das Geld. Mein Kassier kann sich nicht geirrt haben. Er hat gestern nur zwei Zahlungen hier gemacht. In dem einen Falle hat er einen Check gegeben. Bares Geld ist überhaupt nur an Ohannes ausgezahlt worden. Die

Kasse hat am Morgen gestimmt, und am Abend fehlten dreißig Pfund. Ohannes muß sie bekommen haben."

„Nun," sagte Herr Mertens, „ich werde noch näher nachforschen. Ich sehe Sie wohl Sonnabend früh, ehe Sie weitere Schritte thun . . . auch wegen Galata-Seraï."

Hadschi Mehemed ging, und gleich darauf beschied Mertens den Hamal wieder zu sich. Er sprach freundlich auf ihn ein, wie er überhaupt ein guter und wohlwollender Mann war.

„Ohannes, du hast gehört, was Hadschi Mehemed gesagt hat. Du weißt, daß dieser ein ehrlicher, freundlicher Mensch ist. Er würde dich nicht anklagen, wenn er nicht von deiner Schuld überzeugt wäre. — Hast du die dreißig Pfund erhalten? Sage es mir."

„Nein, Herr."

„Es ist vielleicht eine große Versuchung an dich herangetreten, und du hast ihr nicht widerstehen können. Dann bekenne es jetzt. Ich will es dir verzeihen, und niemand soll erfahren, was geschehen ist. Auch Hadschi Mehemed soll dich weder laut, noch im geheimen anklagen."

„Herr, wenn ich ein Dieb wäre, was könnte es mir nützen, daß Ihr es verheimlichen wolltet? Ich würde doch ein Dieb sein. Aber ich bin es nicht. — O, Herr, glaubt mir!"

Herr Mertens war in großer Verlegenheit. Er wünschte, dem Hamal zu vertrauen; aber wie konnte er sich mit der Anklage des Türken abfinden? Auch wenn er diesem die dreißig Pfund zurückerstattet hätte, was ihm ein geringfügiges Opfer gewesen wäre, Hadschi Mehemed würde doch glauben, daß Ohannes das Geld gestohlen hätte.

„Geh' nur jetzt," sagte er; „es ist eine traurige Geschichte. Wir wollen sehen, wie sie enden wird."

Als Ohannes gegangen war, ließ Herr Mertens den ersten und ältesten Diener des Hauses, den Armenier Gomida kommen. Er war desselben Schlages wie Kevork und Ohannes, aber er hatte seine Eltern als Kind verloren und war Witwer, ohne Nachkommenschaft, ein alleinstehender Mann, in dessen Absicht es zu liegen schien, auf dem Vertrauensposten zu sterben, den er seit dreißig Jahren bekleidete. Er hörte der Erzählung seines Herrn aufmerksam zu, ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Miene zu verziehen.

„Nun, was ist deine Ansicht?" fragte Herr Mertens, als er geendet hatte.

„Ich werde mit Ohannes sprechen," antwortete Gomida. „Und ich werde an Kevork schreiben. Die dreißig Pfund werden Hadschi Mehemed zurückerstattet werden."

„Darum allein handelt es sich nicht. Ich will wissen, was du von Ohannes hältst."

„Ich werde mit ihm sprechen."

Im Laufe des Nachmittags trat Gomida wieder in Herrn Mertens' Schreibzimmer und sagte: „Ich werde morgen mit Ohannes in die Kirche gehen, und wenn er dort vor dem Priester schwört, daß er unschuldig ist, dann hat er das Geld auch nicht genommen."

„So werde ich bis morgen warten."

„Es ist das beste."

Als Gomida am nächsten Morgen wieder vor Herrn Mertens erschien, waren dessen erste Worte: „Nun,

hat Ohannes vor dem Priester seine Unschuld beschworen?

„Er ist nicht in die Kirche gegangen."

„Warum nicht?"

„Ich konnte ihn nicht in die Kirche begleiten."

„Aus welchem Grunde?"

Darauf antwortete Gomida nicht.

„Aus welchem Grunde, frage ich dich?"

„Ich zog es vor, nicht zu gehen."

Herr Mertens kannte seine Armenier zu gut, um nicht zu wissen, daß es ihm unmöglich sein würde, Gomida gegen dessen Willen eine Antwort zu entreißen. Gomida hatte sich klar gemacht, daß es besser sei, nicht mit Ohannes in die Kirche zu gehen. Die Gründe, die ihn dazu geführt hatten, wollte er für sich behalten. Vielleicht fürchtete er, Ohannes zu einem Schuldbekenntnis zu zwingen oder, was noch schlimmer gewesen wäre, ihn in Versuchung zu führen, einen Meineid zu schwören. Gomida war ein strenggläubiger Christ und ein gewissenhafter Mann. Die Verantwortlichkeit, die er auf sich lud, wenn er Ohannes nötigte, mit ihm vor den Priester zu treten, war so groß, daß er sein Gewissen damit nicht beschweren wollte.

So erklärte sich Herr Mertens die Haltung des alten Dieners; aber nun geriet auch sein Vertrauen zu Ohannes' Unschuld ins Schwanken. Er vermied es, ihn während der nächsten Tage zu sehen, was ihm leicht wurde, da der zweite Hamal nur vor seinem Herrn zu erscheinen hatte, wenn er von diesem gerufen wurde. Aber Mertens hatte angeordnet, daß Ohannes seine

Thätigkeit als Kassenbote einstweilen noch in unveränderter Weise fortsetzen sollte. Alles im Hause ging demnach, dem Anscheine nach, seinen gewöhnlichen Gang. Nur zeigte sich die armenische Dienerschaft noch ernster, stiller, feierlicher als gewöhnlich. Es war, als läge ein Toter im Hause.

Am Freitag abend redete Herr Mertens Gomida noch einmal wegen Ohannes an. Morgen lief der von Hadschi Mehemed gestellte Termin ab. Sollte Mertens den Angeklagten nach Galata-Seraï, ins Verderben gehen lassen?

„Hast du Neues von Ohannes gehört?" fragte er.

„Nein, Herr."

„Nun, was glaubst du von ihm?"

„Seine Verwandten sind ordentliche Leute."

„Hadschi Mehemed wird ihn morgen ins Gefängnis werfen lassen."

„Er wird sich zu retten versuchen."

„Will er entfliehen?"

„Nein, entfliehen will er nicht."

„Nun, wie will er sich dann vor Galata-Seraï retten?"

„Er wird es versuchen, Herr. Laßt ihn gewähren."

Am Sonnabend morgen empfing Mertens den Besuch Hadschi Mehemeds. Auf dem breiten Gesichte des Türken lagerte ein gemütliches Schmunzeln. Nachdem er Herrn Mertens begrüßt hatte, sagte er:

„Sie sehen, ich hatte recht."

„Wieso?"

„Nun, wegen Ihres Ohannes. Er hat sich noch rechtzeitig eines Bessern besonnen und mir heute früh die dreißig Pfund zurückgegeben."

Herr Mertens, der zu lange im Orient gelebt hatte, um nicht in den meisten Fällen äußere Gelassenheit bewahren zu können, blieb ganz ruhig; aber er fühlte sich schmerzlich bewegt. Er hätte gern seinen Glauben an Ohannes' Unschuld bewahrt. Aber nun schien ihm dessen Schuld erwiesen. Daß das Geld verschwunden war, daß Gomida sich geweigert hatte, mit Ohannes zum Priester zu gehen, daß dieser dem Hadschi Mehemed die vermißten dreißig Pfund gebracht hatte — alles sprach gegen Ohannes. Aber diese Gedanken behielt Mertens für sich. Er sagte nur:

„Es freut mich, Hadschi Mehemed, daß Ihr wieder zu Eurem Gelde gekommen seid" — worauf dieser sich entfernte.

Nun wurde Gomida gerufen, dem Herr Mertens ein strenges Gesicht zeigte.

„Ohannes soll das Haus sofort verlassen. Ich schäme mich, seit Jahren einen Dieb in meinem Geschäft gehabt zu haben."

„Ist Ohannes ein Dieb?" fragte Gomida.

„Nun natürlich! Er hat das Geld auch bereits an Hadschi Mehemed zurückgegeben. — Der Elende! — Er muß noch heute aus dem Hause! Zahlen Sie ihm seinen Lohn bis zum Ersten kommenden Monats — und dann soll er gehen. Ich will ihn nicht wiedersehen."

„Ohannes ist ein sehr unglücklicher Mensch. Wie soll er einen anderen Platz in Konstantinopel finden,

nachdem er von Euch als ein Dieb entlassen worden ist, und wie soll er Kevork, seinem Bürgen, und seiner Frau wieder unter die Augen treten?"

„Das ist seine Sache. Ich kann keinen Dieb in meinem Hause dulden."

„Ist Ohannes ein Dieb?"

„Du fragst dies nun schon zum zweitenmale. Zweifelst du noch daran?"

„Ja."

„Warum bist du nicht mit ihm in die Kirche gegangen und hast ihn vor dem Priester schwören lassen?"

„Ohannes ist ein unglücklicher Mensch. — Ich werde Eure Befehle ausrichten."

Herrn Mertens war nicht wohl zu Mute, als er am Abende in Therapia, wo er während der heißen Jahreszeit wohnte, seiner Frau erzählte, er habe sich sehr geärgert, er habe Ohannes wegen eines von ihm begangenen Diebstahls entlassen müßen.

„Ohannes?" rief die junge Frau. „Nein, das ist nicht möglich. Ohannes kann kein Dieb sein. Ich möchte auf ihn schwören."

Als ihr Gemahl aber die ganze Geschichte erzählt hatte, da kam ihr fester Glaube doch ins Schwanken, und sie sagte nur: „Der Unglückliche! Ich bedaure ihn recht sehr."

„Ich auch. Aber das ändert an der Sache nichts. Die Ehrlichkeit eines Kassenboten muß über jedem Zweifel erhaben sein. Bedenke doch, welch' große Summen man genötigt sein kann, ihm anzuvertrauen. Ich könnte ihn nicht in meinen Diensten behalten, auch wenn ich noch

an seiner Schuld zweifelte. Hadschi Mehemed hält ihn für einen Dieb. Das genügt, um ihn für einen Vertrauensposten unmöglich zu machen."

Eine Woche ging dahin. Ohannes war verschwunden, und Mertens hörte nicht mehr von ihm sprechen. Gomida war beauftragt worden, einen Nachfolger für ihn zu suchen, aber er hatte den richtigen Mann noch nicht gefunden.

Da, eines Abends, kurz vor Schluß des Bureaus, erschien Hadschi Mehemed wieder bei Herrn Mertens, und diesmal war eine gewisse Verlegenheit auf seinem Gesichte zu bemerken.

„Herr Mertens," sagte er, sobald die üblichen Begrüßungen stattgefunden hatten, „Ohannes ist unschuldig!"

„So," machte Herr Mertens.

„Die Post aus Korfu ist soeben eingetroffen und hat einen Brief von einem Geschäftsfreunde gebracht, der mir mitteilt, wir hätten bei unserer letzten Geldsendung an ihn, dreißig Pfund zu viel übersandt. Der Kassier schiebt das Versehen auf den jüngeren Mann, der das Einpacken des Geldes zu besorgen hatte; dieser bringt ebenfalls Entschuldigungen vor. Auch die Sache mit dem halben Pfund, das Ihr Bote zu viel erhalten hatte, ist bei der Gelegenheit aufgeklärt worden . . . Eine ganz verwickelte Geschichte, Herr Mertens, die Sie aber nicht kümmern wird. — Die Hauptsache und was ich Ihnen zu sagen habe, ist, daß Ohannes in einem unbegründeten Verdachte gestanden hat. — Hier bringe ich Ihnen seine dreißig Pfund zurück. Sie geben sie ihm wohl. Und hier sind noch fünf Pfund, die ich ihm schenke, weil ich

ihm Schmerzen und Unruhe verursacht habe. Auch das halbe Pfund mag er obendrein behalten."

„Der arme Mann!"

„Wo ist er?"

„Ich weiß nicht. Ich habe ihn fortgejagt."

„Er wird leicht wiederzufinden sein. Und das Geschenk, das ich ihm mache, wird ihn trösten. Es thut mir leid, Herr Mertens, Unruhe in Ihren Hausstand gebracht zu haben, aber ich hatte keinen Grund, den Worten meines Kassiers nicht unbedingt zu glauben. An die Geldsendung nach Korfu hatte er in dem Augenblicke nicht gedacht, als er mir sagte, er habe an dem bewußten Tage nur zwei Zahlungen gemacht. Ich habe ihn scharf getadelt. Wenn Sie befehlen, wird er sich bei Ihnen entschuldigen."

„Das ist nicht nötig," sagte Herr Mertens. — Er sah nach der Uhr. Er hatte nur wenige Minuten Zeit, um das Dampfbot für Therapia noch zu erreichen. Er verschloß schnell seinen Arbeitstisch, und entfernte sich mit Hadschi Mehemed.

Sobald er in Therapia seine Frau begrüßt hatte, sagte er:

„Du wirst dich freuen: Ohannes ist unschuldig." Und er erzählte, was er kurz vorher von Hadschi Mehemed erfahren hatte.

„Und wie hat Ohannes die Nachricht aufgenommen?" fragte die junge Frau.

Mertens wurde verlegen: „Ich habe ihn noch gar nicht gesehen."

„Was?" rief Frau Mertens entrüstet. „Der Un-

glückliche soll noch eine Nacht voll Unruhe und Sorge verbringen! Das geht nicht. Er muß noch heute erfahren, daß er gerechtfertigt dasteht."

„Aber wie? Ich kann doch heute abend nicht noch einmal nach Galata zurückkehren? — Ich würde kein Bot mehr finden, um wieder herauszukommen."

„Telegraphire an einen der Commis."

„Keiner von ihnen wohnt jetzt in Galata oder Pera. Sie sind in Kadikeuh, Moda, Prinkipo zerstreut."

„Dann telegraphire an Gomida."

„Gomida . . . Gomida . . . Es ist unsicher, ob mein Telegramm ihn trifft und ob er es richtig verstehen würde."

„Ich will dir einen Vorschlag machen," sagte die gute Frau. „Es ist noch früh, die Tage sind lang. Nimm einen Wagen. Ich begleite dich. Wir können vor neun Uhr wieder hier sein. Das Essen kann eine halbe Stunde oder ein bißchen länger warten."

Mertens, der sich schuldig fühlte, leistete nur schwachen Widerstand, und zehn Minuten später rollte das junge Paar in einem offenen Wagen, von zwei mageren, aber schnellen Gäulen gezogen, Galata zu. — Dem Kutscher war ein reichliches Trinkgeld versprochen, die Straße eben; nach einer kleinen Stunde hielt der Wagen vor Herrn Mertens' Bureau.

Gomida war zu Hause und einigermaßen erstaunt, seinen Herrn zu so ungewöhnlicher Stunde zu sehen; aber er gab das nicht zu erkennen.

„Weißt du, wo Ohannes wohnt?"

„Ja, Herr!"

„Ist es weit von hier?"

„Nein, keine hundert Schritte."

„So rufe ihn sogleich. Du kannst ihm auch sagen, ich hätte eine gute Nachricht für ihn."

Klarer wollte sich Mertens nicht äußern. Er wünschte für sich und seine Frau die Freude, Ohannes zu sehen, wenn dieser erfuhr, es laste kein Verdacht mehr auf ihm.

Nach etwa zehn Minuten erschienen Gomida und Ohannes. Gomida wollte sich entfernen; Mertens bedeutete ihm, zu bleiben. Ohannes sah bleich und abgehärmt aus, aber er bewahrte seine Ruhe vollkommen.

Frau Mertens hatte sich in einen dunklen Teil des Zimmers zurückgezogen und beobachtete von dort alles, was vorging.

„Ohannes," sagte Herr Mertens, „es hat sich herausgestellt, daß Hadschi Mehemed dich ungerechterweise beargwohnt hat, — das Geld hat sich wiedergefunden. Ich werde es dir morgen zurückgeben, und dazu noch zehn Pfund, die Hadschi Mehemed und ich dir schenken."

Ohannes reckte sich in die Höhe und atmete zweimal tief auf. Dann sagte er feierlich: „Der Herr sei gelobt!"

„Du kannst morgen wieder deinen alten Dienst antreten."

„Ich danke Euch Herr!"

„Nun aber sage mir, Ohannes, weshalb hast du dich gegen Hadschi Mehemeds Anschuldigung nicht besser verteidigt?"

„Ich that es, Herr, nach meinen Kräften; — aber Ihr glaubtet mir nicht!"

„Woher hast du die dreißig Pfund genommen, die du Hadschi Mehemed heute früh gegeben hast?“

„Gomida hat sie mir geliehen. Er glaubte mir.“

„Aber dreißig Pfund sind eine große Summe. Wie konntest du sie opfern wollen?“

Da erhob Ohannes langsam den gesenkten Blick, und seine ernsten großen Augen sahen, an Mertens vorbei, in die Leere. Ein leises, kaum bemerkbares Zittern durchrieselte den mächtigen Körper, und dann sagte er leise: „Galata-Seraï!“

Ein ganzes Leben.

In einem kleinen, niedrigen Zimmer saß ein junger Mann und schaute traurig und nachdenklich vor sich hin. Er hatte triftigen Grund dazu, denn er war von einem großen Unglück betroffen worden, und Geldsorgen, die er früher nicht gekannt hatte, lasteten schwer auf ihm. — Bis zu seinem siebenundzwanzigsten Jahre hatte er unter der Obhut seines Vaters, eines hohen Staatsbeamten, ein ruhiges, angenehmes Leben geführt; aber da war dieser nach kurzer Krankheit unerwartet gestorben, und bei der Regelung seines Nachlasses hatte sich herausgestellt, daß er seinem Sohne, außer einem ehrlichen Namen und einer guten Erziehung, nur sehr wenig, beinahe nichts hinterlassen hatte.

Heinrich Ambach hatte Philologie studirt, sein Ehrgeiz war gewesen, dereinst einmal Professor an einer großen Universität zu werden, und nach diesem Ziele strebend, hatte er sich, mit Eifer und Liebe zur Sache, ernsten, aber für absehbare Zeit noch brotlosen Arbeiten hingegeben. — Er war von Natur anspruchslos und bescheiden, und die schwierige Kunst, sich

auf das äußerste einzuschränken, lernte er, da er auch besonnen und ehrenhaft war, verhältnismäßig schnell und leicht; aber bei aller Sparsamkeit, der er sich befleißigte, gingen seine geringen Geldmittel nach kurzer Zeit schon auf die Neige, und er sah, daß der Tag nicht mehr fern war, wo er gänzlich verarmt dastehen würde. Er konnte noch einige Möbel, Bilder und Bücher verkaufen, die er aus dem Nachlaß seines Vaters als kostbare Erinnerungen an den geliebten Toten zu bewahren gewünscht hätte, aber auch der Erlös aus einem solchen Verkaufe würde ihm nur kurze neue Frist gewährt haben. — Er mußte Geld verdienen, um weiter leben zu können; aber wie er das anfangen sollte, war ihm, vorläufig noch, gänzlich unklar. — Natürlich hatte er sich bereits vielfach nach Beschäftigung umgesehen, und unter den Freunden und Bekannten seines Vaters hatten ihm mehrere versprochen, sich in dieser Beziehung für ihn zu bemühen. Das hatte jedoch bis jetzt, wenn es überhaupt geschehen war, noch keinen Erfolg gehabt, — und die weit leichtere Kunst, als sich einschränken, die Kunst, Mitleiden zu erregen, Geld durch Güte anderer zu erlangen, sich Geld zu borgen — die hatte Heinrich Ambach nicht gelernt, und er dachte gar nicht daran, sie lernen zu wollen.

Aber noch ehe die Not am höchsten war, kam Hilfe. Heinrich Ambach hatte sich auf der Universität mit Samuel Gower, einem vornehmen und reichen Engländer, befreundet, der Deutschland vor etwa fünf Jahren verlassen hatte und seitdem, wenn auch in entfernter, so doch in regelmäßiger brieflicher Verbindung mit Ambach geblieben war. Dieser hatte ihm den Tod seines Vaters

angezeigt, ohne jedoch der Trauerbotschaft irgend etwas über die große Veränderung in seinen Verhältnissen hinzuzufügen, und Gower hatte darauf sogleich mit einem herzlichen Beileidschreiben geantwortet. Drei Monate später schrieb er nun von neuem an Ambach, um zu fragen, ob er geneigt sei, Lord Fairbrook während einer längeren Reise zu begleiten, die dieser auf Wunsch seiner Mutter, der Lady Augusta, unternehmen sollte. Gower schilderte Arthur Fairbrook als einen gut gearteten, liebenswürdigen Jüngling, er war der Ansicht, daß die Reise, abgesehen von der damit verbundenen dankbaren Aufgabe, die Augen und das Herz eines unverdorbenen, für das Erhabene empfänglichen jungen Menschen dem Schönen und Großen in der Natur und Kunst zu öffnen, für Ambach viel Angenehmes und Nützliches mit sich bringen werde, und er empfahl diesem dringend an, das ihm gemachte Anerbieten nicht auszuschlagen. — Ambach nahm es mit ruhigem Danke an und erhielt darauf mit umgehender Post einen zweiten Brief von Gower, der den geschäftlichen Teil der Beziehungen, in die Ambach zu der reichen und vornehmen Familie Fairbrook treten sollte, in einer Weise löste, die alle Erwartungen Ambachs noch übertraf. — Darauf bereitete dieser das Nötige zu seiner Abreise nach England vor, gab seine Möbel, Bilder und Bücher in sicheren Verwahrsam, packte seine Garderobe und was er sonst noch zur Reise mitnehmen wollte, in zwei gute, lederne Koffer, nahm von seinen Freunden und Bekannten Abschied und verließ Berlin. — Er begab sich aber nicht gerades Weges nach England. Er wollte Deutschland nicht den Rücken kehren, ohne seine Vaterstadt

Magdeburg vorher noch einmal wiedergesehen zu haben. — Er langte dort an einem schönen Septembermorgen an und stieg in einem, in der Nähe des Sudenburger Thores gelegenen alten Gasthof ab, „Grimmas Hôtel" genannt.

Die Straßen Magdeburgs, obgleich er sie seit mehreren Jahren nicht wiedergesehen hatte, waren ihm so heimisch, als hätte er sie gestern verlassen, und er begrüßte sie wie alte liebe Freunde. — Vor einigen Häusern blieb er stehen: „Was mag aus Franz geworden sein, der hier wohnte . . . und was aus Adolf, den ich jeden Morgen abholte, um mit ihm zusammen den Weg bis zur Schule zu machen?" — Er wäre gern in die Häuser getreten, um sich nach seinen Jugendfreunden zu erkundigen — aber er wagte es nicht. — „Sie wohnen sicherlich nicht mehr hier. Vielleicht sind sie schon tot." — Der Besuch auf dem Kirchhof, wo er neben dem Grabe seiner vor zehn Jahren verstorbenen Mutter, Steine gesehen hatte, auf denen Namen standen, die ihm wohlbekannt waren, hatte ihn zu tiefer Wehmut gestimmt und seine Gedanken auf den Tod gelenkt.

Im Laufe des Nachmittags begab er sich nach der Schule, die er als Knabe besucht hatte. Der Pförtner, bei dem er sich nach den Lehrern erkundigte, konnte ihm noch einige nennen, deren Schüler er gewesen war. Er suchte einen von ihnen auf, der ihm besonders lieb gewesen war, und fand einen Mann mit mildem, ruhigem Antlitz, den er sofort wieder erkannte. Der Lehrer sah ihn lächelnd an, als er sich als ein ehemaliger Schüler meldete, aber er erinnerte sich seiner erst, nachdem Ambach

ihm einige Einzelheiten ins Gedächtnis zurückgerufen hatte, die auf ihren früheren Umgang Bezug hatten. — Dann schüttelte ihm der Lehrer herzlich die Hand, und innige Freude verbreitete sich über sein stilles Gesicht: „Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie Ihren alten Lehrer nicht vergessen haben," sagte er. „Ich habe nur selten Beweise treuer Anhänglichkeit meiner Schüler, obgleich ich viele von ihnen lieb gehabt habe. — Die Jugend ist nicht dankbar, oder — ich will nicht hart sein, — sie giebt sich nicht oft Mühe, zu zeigen, daß sie es ist."

Darauf erkundigte er sich mit großer Teilnahme nach Ambachs Schicksalen, und als dieser ihm erzählte, er stehe am Vorabend einer großen Reise und werde ferne, schöne Länder kennen lernen, da sagte der Lehrer: „Sie Glücklicher! Mir ist es nicht vergönnt gewesen, Italien und Griechenland zu sehen, — und wie habe ich mich Jahre lang darnach gesehnt! Aber es giebt auch bei uns viel des Bewundernswerten, und die unerreichbaren Kunstwerke, die unter einem schöneren Himmel geschaffen worden sind, können uns auch hier in gelungenen Wiedergaben erfreuen. — Ich beneide Sie nicht; aber ich sage: Sie Glücklicher! — ‚Himmel allein, nicht Seele verändert, wer übers Meer zieht!' sagt Horaz. Aber er hat darin unrecht wie in so manchem anderen: Schönes macht den Klugen weiser, den Guten besser."

Als es dunkel geworden war, ging Ambach auf den „Fürstenwall" und setzte sich dort auf eine Bank nieder. Er fühlte sich abgespannt. Der Besuch des Kirchhofs, das Laufen durch die Straßen, der Anblick seiner alten Schule und seines alten Lehrers, die stets wechselnden

Erinnerungen, die während des ganzen Tages in ihm aufgetaucht, so daß sein Gehirn und sein Herz nicht einen Augenblick zur Ruhe gekommen waren, — alles das hatte ihn müde gemacht. Es war noch früh, aber fast wäre er eingeschlafen. Da erweckten ihn die Glocken des Magdeburger Doms. — Es giebt größere Glocken in der Welt, weit berühmtere — aber es giebt keine Glocken, die einen schöneren Klang haben als die des alten Doms. Die tiefen, reinen, wunderbaren Töne drangen in Ambachs Seele, die gerade an jenem Tage so empfindlich und erregbar war, und er fühlte sich davon tief ergriffen. Es war, als ob die vollen, ernsten Stimmen, die er so oft gehört, seine ganze Jugend und alles, was darin schön und traurig war, in ihm wachriefen.

Als die Glocken verstummt waren, erhob er sich, und in feierlicher Stimmung, als trete er aus der Kirche, wanderte er noch lange Zeit auf dem einsamen Fürstenwalle auf und ab, bis körperliche Müdigkeit ihn übermannte und ihn nach dem Gasthof trieb, in dem er abgestiegen war.

Am nächsten Morgen, als er noch im Halbschlaf lag, weckten ihn die Domglocken, und gleich darauf erscholl Militärmusik. Eines der Regimenter, die in Magdeburg stehen, zog mit klingendem Spiel durch das Sudenburger Thor. Er kannte den Marsch, der gespielt wurde, einen alten Marsch, bei dessen Klängen preußische Soldaten unter Friedrich dem Großen todesmutig in den Kampf gezogen waren. Ein schöner Marsch! Und die Glocken bildeten dazu eine feierliche Begleitung. Ambach schlug das Herz! Auch er zog jetzt in den Kampf —

nicht um die Welt zu erobern — das war nicht seine Art — doch unverzagt. Er kleidete sich langsam an. Das Zimmer, in dem er sich befand, gefiel ihm. Es war kein modernes Gasthauszimmer. Alte Möbel, alte Kupferstiche zierten es. Er besah sich alles genau: das große Himmelbett, die altmodische Kommode, den schönen schweren Schrank, die Bilder. — Eins von diesen stellte den „alten Dessauer" dar, wie er, entblößten Hauptes, den Feldherrnstab in der Hand, heroischer Gebärde, den Einzug seiner Truppen in Turin nach der Erstürmung der Stadt überwacht.

Ambach nahm das Bild ab und trat damit ans Fenster, um es genauer zu betrachten und den Namen des Kupferstechers zu lesen, denn der Stich erschien ihm von großer Schönheit. Dabei erblickte er auf der grauen Rückseite des Bildes eine Inschrift; „Johannes Zuckschwerdt stiftete dieses Bild seinem Freunde und Landsmann Eberhard Grimma, zur Erinnerung an gemeinsam verlebte schwere Kriegsjahre und endlichen Sieg. — Magdeburg am 15. März 1816." Dicker Staub lag über diesen Zeilen. Das Bild war wohl seit vielen Jahren nicht von der Wand genommen worden. Ambach erinnerte sich, den alten Grimma, einen tapferen Kämpfer aus den Freiheitskriegen, den Vater des jetzigen Besitzers des Grimma'schen Hofes, gekannt zu haben. — Der war wohl seitdem gestorben.

Die Erinnerungen aus der Schulzeit waren bei Ambach noch frisch. — „Ich will mich auch verewigen," sagte er. — „Verewigen" nannte man auf der Schule in Magdeburg, seinen Namen an einem verborgenen

Orte einschneiden oder niederschreiben. — Und in eine der Ecken des Bildes schrieb Ambach mit zierlicher, deutlicher Handschrift: „Vor dem Kampfe. Heinrich Ambach aus Magdeburg am 15. 9. 1845."

Einige Tage später befand sich Ambach in einem alten, im Norden Englands gelegenen Schloß, dem Stammsitz der Familie Fairbrook. Der gediegene, große Reichtum, der ihn umgab, war nicht aufdringlicher in seiner schweren Pracht als die Herrlichkeit der hundertjährigen Baumriesen des großen Parkes und die Schönheit der von Epheu umrankten mittelalterlichen Mauern des ehrwürdigen Schlosses; doch lastete er zuerst auf ihm und benahm ihn seiner Unbefangenheit. Es nützte ihm in dem Augenblick nichts, aus den alten Philosophen gelernt zu haben, daß der Tugendhafte den Reichtum verachten darf. Es war eine Thatsache, daß dieser Reichtum, der ihm überall unverkennbar entgegentrat: in den alten Möbeln, dem schweren Silbergeschirr, den kostbaren Gemälden, der großen Bibliothek, den edlen Pferden, ja in den Livreen der feierlichen Diener — einen starken Eindruck auf ihn machte. Und es dauerte mehrere Tage, ehe sich dies verlor und Ambach sich in eine behaglichere Stimmung versetzt fand. Nach und nach siegte jedoch die herzliche Liebenswürdigkeit seiner Wirte über seine befangene Zurückhaltung. — Arthur Fairbrook hatte sich ihm sogleich, wie einem älteren Verwandten angeschlossen. Es wäre Ambach schwer gewesen, der treuherzigen Freundlichkeit des jungen Mannes lange zu widerstehen. — Die Mutter, Lady Augusta, der Ambach von Sam Gower als ein durchaus ehrenwerter, zuverlässiger Mann ge-

schildert worden war, näherte sich dem neuen Mitglied der Familie — denn als ein solches wurde Ambach vom ersten Tage ab behandelt — mit ihren mütterlichen Sorgen um den geliebten einzigen Sohn, den sie dem Fremden anvertrauen wollte; und diese Sorgen ließen sie Ambach mit einem Vertrauen behandeln, durch das sich der junge Gelehrte mit Recht geehrt fühlte. — Lady Ellen endlich, die achtzehnjährige Schwester Lord Fairbrooks war durch die Befangenheit Ambachs zunächst etwas verlegen in seiner Gesellschaft gewesen; aber in dem Maße, wie er sich ihrer Mutter und ihrem Bruder näherte, war auch ihre Scheu vor dem Fremden gewichen, und seitdem erblickte ihr junges Gemüt einen Freund des Hauses in ihm; sein Herz aber empfand ein jedes ihrer harmlosen Worte, einen jeden ihrer reinen Blicke gleich einer Liebkosung. Sie erschien ihm in ihrer jungfräulichen Schönheit wie eine Märchen-Prinzessin, und wie an eine solche dachte er an sie und betete sie in der geheimsten Tiefe seines Herzens an.

Ein Monat ging dahin. Ambach lebte während der Zeit wie in einem schönen Traume. Dann kam der Vorabend der Abreise und mit ihm nüchternes Erwachen. Ambach wanderte einsam im Parke umher, die Stellen suchend, wo er mit Ellen zusammengewesen, und es war ihm, als zöge er durch die verödeten Straßen einer Stadt, in der, was er so still und innig geliebt hatte, gestorben wäre.

Da stand Ellen plötzlich vor ihm, schön und unbefangen wie immer, aber ernst bis zur Traurigkeit, wie er sie zuvor nie gesehen hatte. — Ihm klopfte das Herz zum Zerspringen.

„Ich habe Sie gesucht," sagte sie. — Wie sanft ihre Stimme war! „Ich wollte Sie noch um eine Gefälligkeit bitten."

Er konnte sie nur fragend und dankbar anblicken.

„Mama hat mir gesagt," fuhr sie fort, „daß Sie ihr während der ganzen Reise regelmäßig schreiben wollen, und da ich die Briefe zu lesen bekomme, so werde ich ja immer wissen, was Sie beide gesehen und erlebt haben und wie es Ihnen geht. Aber" — eine kurze, kaum bemerkbare Pause — „wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe verursacht, so möchte ich sie bitten, Ihren Briefen an meine Mutter von Zeit zu Zeit einige Zeilen für mich beizulegen. Es würde mir Freude machen Briefe aus den fremden Ländern zu erhalten, die Sie besuchen werden. Arthur hat versprochen, mir zu schreiben, und wird es sicherlich auch thun; aber ich kenne seine Briefe. Sie sind nie länger als eine kleine Seite lang. — Ich möchte gern mehr erfahren, als er mir sagen wird. — Wollen Sie mir schreiben?"

„Das will ich mit Freuden thun." Mehr konnte Ambach nicht über die Lippen bringen, obgleich sein Herz so voll war.

„Ich danke Ihnen," sagte Ellen. Und darauf wandten sich beide dem Schloß wieder zu, das sie erreichten, ohne noch ein Wort gewechselt zu haben. — Vor der Freitreppe, die vom Park in das Schloß führte, blieb Ellen einen Augenblick stehen, und ohne Ambach anzublicken, reichte sie ihm die Hand und wiederholte, als hätte er soeben gesprochen: „Ich danke Ihnen."

Am nächsten Abend saßen Mutter und Tochter allein

in Lady Auguſtas Zimmer. Das große Schloß erſchien ihnen vereinſamt, ſeitdem Arthur und Heinrich Ambach es verlaſſen hatten. Die Mutter dachte an ihren Sohn, ihren Liebling, den ſie ſo lange nicht wiederſehen würde, und ihre Augen ſchimmerten in feuchtem Glanze, und Ellen, die trockenen Blickes in das flackernde Kaminfeuer ſtarrte, an den Fremden, der mit ihm gezogen war, und der, ohne daß ſie es wußte, ihr Herz mit ſich genommen hatte.

Zwei Jahre waren dahingegangen. Heinrich hatte während der Zeit viel Schönes geſehen und ſich daran erfreut — auch ſchöne Mädchen und Frauen; aber an dieſen war er kalten Blickes vorübergegangen, denn wie ein Heiligenbild in verborgenem Schreine, ſo wohnte in dem Innerſten ſeines Herzens ein unerreichbares Ideal des weiblich Schönen und Edlen, das Ellen Fairbrooks unvergeßliche Züge trug und das ſeine Seele in ſtummer Verzückung anbetete. — Er hatte ihr in langen Zwiſchenräumen, doch ſo regelmäßig geſchrieben, daß ſeine Briefe als eine Art Tagebuch gelten konnten. Von ſich ſelbſt hatte er darin nur wenig geſprochen und ſich jeder, auch der entfernteſten Anſpielung auf ſeine Gefühle für Ellen, ſorgfältig enthalten. Er liebte ſie von ganzem Herzen, liebte nur ſie allein, doch war ſeine Liebe anſpruchslos, weil er ſie für hoffnungslos hielt. Sein ſtrenges Pflichtgefühl, Stolz und Scham verboten ihm, ſeine Gefühle zur Schau zu tragen. Niemand ſollte ſie ahnen, und niemand ahnte ſie — auch Ellen nicht. — Sie hatte ihm verſchiedene Male geſchrieben, um ihm für ſeine ausführlichen Mitteilungen zu danken. Ihre kurzen Briefe waren harmlos und erſchienen vollſtändig unbefangen. — Daß

sie der Schreiberin große Mühe gekostet hatten, daß jedes Wort darin ängstlich erwogen war, das erkannte Heinrich ebenso wenig wie Ellen Heinrichs Liebe. Ihre Briefe waren herzlich und freundschaftlich. Sie redete darin Heinrich als „Lieber Herr Ambach" an und sie unterzeichnete „aufrichtig die Ihrige" — „yours sincerely".

Ambach wußte sehr wohl, daß diese Formel in dem Briefe der jungen Engländerin nicht mehr bedeutete als „der gehorsamste Diener" in der Bittschrift eines Beamten an einen hochgestellten Vorgesetzten; doch konnte sein Blick minutenlang auf dem „yours sincerely" ruhen, und er bewahrte Ellens Briefe, die anscheinend so wenig sagten, gleich kostbaren Kleinodien. — Hätte jener Briefwechsel nicht bestanden, so wäre Ellens Bildnis wahrscheinlich mit der Zeit erblaßt; aber eine jede Zeile von ihr weckte das Andenken an sie, und die Erinnerung verschönerte und veredelte ihr Bild noch.

Lord Fairbrook hatte sich während der zwei Jahre, die er ohne Unterbrechung in Gesellschaft seines jungen Mentors verbracht hatte, in herzlicher, freundschaftlicher Liebe und Verehrung an ihn angeschlossen. Ambach erschien ihm wie ein unerschöpflicher Born alles Wissens, alles edlen und klugen Könnens, und er bewunderte seine körperliche Gewandtheit und Kraft, seine Ausdauer und seine beruhigende Ruhe, ja auch seine hohe Gestalt und seine ernste männliche Schönheit.

In Berlin, wohin die beiden Reisenden von den nordischen Königreichen gelangt waren, denen ihr letzter Besuch vor der Rückkehr Arthurs nach England gegolten hatte, fand Ambach unter anderen zwei Briefe vor: einen

von Lady Auguſta und den andern von Ellen. Lady Auguſta ſprach in warmen Worten ihren mütterlichen Dank aus für die Art, in der er die ſchwierige Aufgabe, Arthurs Freund und Lehrer zu ſein, gelöſt hätte. Sie bat Ambach, Schloß Fairbrook in Zukunft als eine zweite Heimat zu betrachten, in der er ſtets willkommen ſein würde und ſie fügte hinzu, ſie würde ſich ſehr freuen, ihn dort gleichzeitig mit ihrem Sohn, unmittelbar nach der Rückkehr von der großen Reiſe, begrüßen zu können; ſie wolle jedoch nicht unberückſichtigt laſſen, daß Ambach möglicherweiſe den Wunſch hege, nach langer Abweſenheit, eigenen perſönlichen Angelegenheiten in Deutſchland nachzugehen, und das wolle ſie ihm durch eine Bitte, ſie jetzt zu beſuchen, nicht erſchweren. Sie laſſe ihm alſo frei, ihren Sohn gleich nach Fairbrook zu begleiten, worüber ſie ſich ſehr freuen, oder ſeinen lieben Beſuch bis nach Erledigung ſeiner eigenen Geſchäfte zu verſchieben, was ſie erklärlich und in der Ordnung finden würde.

Ellens Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Lieber Herr Ambach!

„Ich habe meiner Mutter Brief an Sie geleſen und möchte mich ihm anſchließen, um Ihnen für alles Gute zu danken, das Sie Arthur erwieſen haben. Er hat in Ihnen den beſten Freund gefunden, und Sie können ſeiner dankbaren Anhänglichkeit fürs Leben verſichert ſein, denn er iſt gut und treu. — Ich hoffe, daß Ihre Freundſchaft für ihn ſich auf ſeine Mutter und ſeine Schweſter ausdehnen wird, die Ihnen gleich ihm dankbar ſind. Aber nicht nur für das, was Sie Arthur Gutes erwieſen haben,

fühle ich mich Ihre Schuldnerin. Ein jeder Ihrer Briefe hat mir Freude gemacht, die ich Ihnen vergelten möchte; aber ich fühle mich arm und ohnmächtig, denn ich kann nichts thun, als Ihnen dafür Dank sagen. Mein Wunsch ist, solcher Dank möchte Ihnen ähnliche Freude machen, wie Ihre Briefe mir bereitet haben; doch ich fühle wohl, daß ich wenig gebe für das Viele, das ich von Ihnen empfangen habe.

„Meine Mutter rechnet darauf daß Sie uns bald und auf recht lange Zeit besuchen werden. Sie dürfen es nicht als höfliche Worte von ihr betrachten, wenn sie Ihnen schreibt, Sie möchten Fairbrook in Zukunft als eine zweite Heimat betrachten. Ich bürge Ihnen dafür, daß ihr die Worte von Herzen kommen, und ich wiederhole sie in meinem und sicherlich auch in Arthurs Namen mit denselben Gefühlen, die sie ihr eingegeben haben. Deshalb sage ich Ihnen also heute: auf baldiges Wiedersehen!

Dankbar und aufrichtig die Ihrige
Ellen Fairbrook."

„Dankbar und aufrichtig die Ihrige" — „Thankfully and sincerely yours." — Ambach las die Worte immer und immer wieder — aber sie füllten sein Herz nur mit hoffnungslosem Sehnen. Sein Verstand war so klar, wie sein Herz ehrlich, und die Stimme seines Herzens, so stürmisch sie auch erklang, konnte die Sprache der Vernunft bei ihm nicht übertönen. — Er sagte sich, daß, wenn er nach Fairbrook zurückkehren, wenn er Ellen wiedersehen sollte, so würde er dem Liebreiz des jungen, schönen, edlen Mädchens nicht widerstehen können,

— würde sich einfach in sie verlieben. — Und was dann? — Sollte er den Versuch machen, ihr Herz zu gewinnen? — Gelänge es, so konnten Lady Augusta, Arthur und Sam Gower, die drei Personen, an deren Achtung und Freundschaft ihm so viel gelegen war, ihn als einen Eindringling betrachten, der das große Vertrauen, mit dem sie ihn aufgenommen und behandelt hatten, gemißbraucht hatte, um das unbewachte Herz eines unerfahrenen Mädchens zu bethören. — Sie würden ihn verachten! Ihm schauderte bei dem Gedanken. Nichts, — auch nicht Liebesglück — hätte die Kränkung mildern, erträglich machen können, die die Verachtung edler Menschen ihm zugefügt haben würde.

Aber noch schrecklicher als der Verlust seiner Würde in den Augen Lady Augustas, Arthurs und Gowers wäre der Verlust der Freundschaft Ellens. — Wie, wenn sie sich erstaunt und entrüstet von seinem Liebeswerben abgewandt hätte? — Das wäre unerträglich gewesen! — Der Weg nach Fairbrook konnte zu nichts Gutem führen. Am Ende desselben lag schreckliches, übermenschlich schweres Entsagen, oder die Verachtung der nächsten Verwandten der Geliebten, wenn nicht Verachtung der Geliebten selbst. — „Führe uns nicht in Versuchung!" sagte er leise vor sich hin; „Was recht und gut ist, ist nie allzu schwer." — Es wurde ihm sehr schwer, recht zu thun und gut zu bleiben — aber er blieb fest.

Mit großer Sorgfalt, jedes Wort wägend, schrieb er an Lady Augusta und an Ellen. Aber die wohlerwogenen Briefe waren beide ganz kurz. Er mußte schreiben, so hatte er sich klar gemacht, als stände Ellen seinem Herzen

nicht näher als Lady Auguſta, Arthur und Gower. Seine Briefe, wennſchon ſie jedem andern als ihm ſelbſt, und beſonders auch Ellen herzlich und warm erſcheinen ſollten, waren wie von „freundſchaftlicher Kühle“ durchweht. — Er dankte für die Einladung nach Fairbrook, wie nach Hauſe zu kommen, ſie rühre ihn tief, ſchrieb er, aber er mache von Lady Auguſtas Erlaubnis Gebrauch, zunächſt ſeine eigenen Angelegenheiten in Deutſchland abzuwickeln. Später hoffe er, die Freude zu haben, diejenigen wiederzuſehen, die ſeinem Herzen ſo nahe getreten ſeien, in denen er Freunde für ſein ganzes Leben erblicken dürfe. — Dann nahm er herzlichen Abſchied von Arthur, den es drängte, ſeine Mutter, ſein Schweſter und England wiederzuſehen — und dann war er allein, allein mit ſeinen Gedanken an Ellen, mit ſeiner Liebe, die er niemals geſtehen, niemals jemandem anvertrauen würde, unbeſchreiblich traurig und hoffnungslos, aber ſtark und mutig in dem Gefühle, ſeine Pflicht gethan zu haben. — „Nil mortalibus arduum est! — Ich werde das Schwere ertragen.“

* * *

Heinrich Ambach war, bald nachdem er ſich von Arthur Fairbrook getrennt hatte, nach einer kleinen Univerſitätsſtadt gezogen und von dort, nachdem ſeine ſegensreiche Thätigkeit als Lehrer in weitere Kreiſe gedrungen und er ſich durch die Veröffentlichung ſeines erſten gelehrten Werkes einen von allen Fachmännern mit Achtung genannten Namen erworben hatte, an eine

alte Universität Süddeutschlands berufen worden. Dort waltete er nun seit vielen Jahren seines Amtes als ordentlicher öffentlicher Professor und lag ernsten Studien ob, deren Ergebnis in langsam, aber stetig erscheinenden Arbeiten zu Tage trat, die von unermüdlichem Fleiß, scharfem und gesundem Geiste und rastloser Thätigkeit zeugten. Die Belohnung dafür blieb nicht aus: er wurde mit Ehrenbezeugungen, wie sie seinem Amte entsprachen, überhäuft, und er hatte somit in vollstem Maße das Ziel seines Lebens, das er sich als Jüngling bereits vorgesetzt, erreicht. — Er war unverheiratet geblieben und führte in einem stillen, alten, im einsamsten Teile der Stadt gelegenen Hause, das Leben des deutschen Denkers und Forschers, dem Arbeit die größte Freude, wissenschaftliche Erfolge die einzige Belohnung sind, die er seines Strebens für würdig erachtet und die er wahrhaft schätzt. Seine zahlreichen Schüler, die aus allen Teilen Deutschlands herbeieilten, um ihn zu hören, verehrten ihn wie keinen andern ihrer Lehrer, und auch seine Kollegen waren ihm ehrerbietig und neidlos zugethan. Er war nämlich ein milder, bescheidener Mann, dem man nicht übelwollen konnte, von Ehrfurcht gebietendem Äußern; auch Fremde, denen er von einem Einheimischen mit Stolz genannt wurde, zogen den Hut vor ihm, wenn er ernst und stattlich, mit einem von Reinheit und Güte wie verklärten Antlitz, still an ihnen vorüberschritt.

Ambachs Beziehungen zu den Bewohnern von Fairbrook waren nicht ganz abgebrochen worden: er erinnerte sich ihrer als der teuersten Freunde, die er im Leben besessen hatte, und sie ihrerseits hatten ihn nicht ver-

gessen und bedauerten, ihn nie wiedergesehen zu haben; — aber der Briefwechsel zwischen den beiden war mit der Zeit ein träger geworden und nun, seit vielen Jahren schon, eingeschlafen. Lady Augusta und Lord Fairbrook hatten ihm zuerst häufig geschrieben und ihre Einladung, er möchte sie besuchen, dringend wiederholt; aber als niemals die erwünschte Antwort auf diese Briefe kam, sondern immer nur Entschuldigungen, der Einladung nicht folgen zu können, und unsichere Versprechen zukünftigen Besuches, da hatten sie angenommen, sie hätten seine Freundschaft wohl überschätzt, oder er habe irgend einen, ihnen unbekannten Grund, nicht nach England kommen zu wollen, und hatten aufgehört, ihm ohne besondere Veranlassung zu schreiben. Aber sie erfreuten sich seiner großen wissenschaftlichen Erfolge, sie waren stolz darauf, daß er einer der Ihrigen gewesen war, und gedachten seiner in warmer freundschaftlicher Teilnahme, wie eines, der auf kurze Zeit, als etwas Freudiges und Erhebendes in ihrem Leben erschienen und dann wieder daraus verschwunden war.

Fünf Jahre nachdem sich die Trennung zwischen Ambach und den Bewohnern von Fairbrook vollzogen hatte, zeigte Lord Fairbrook seinen ehemaligen Genossen seine Vermählung an und bald darauf auch die seiner Schwester Ellen mit Lord Robert Bradford, dem zweiten Sohne des Herzogs von Campton. — Ambach wurde durch diese Nachricht tief bewegt, aber sie brachte ihm keinen neuen Schmerz. Lady Ellen war nun in den Kreis eingetreten, in den sie gehörte: Herzöge und Fürstinnen waren ihre Vettern und Basen; als Frau

eines deutschen Professors wäre sie nicht an dem Platze gewesen, den ihre Geburt ihr anwies. — Wie ein schöner Stern, durch unerreichbare Fernen von ihm getrennt, war sie am Himmel seines Lebens aufgestiegen, sein Herz und sein Auge hatten sich an dem wunderbaren Glanze gelabt — nun war der Stern wieder erloschen. Aber seine Trauer darüber war eine stolze. Niemand — das wußte er — konnte die Art seines Schmerzes ahnen, und dieser Gedanke erfüllte ihn mit der Befriedigung, die die Erfüllung einer schweren Pflicht giebt. — Von Ellen erhielt er kein Lebenszeichen wieder. Er war wohl für sie gestorben, wenn er jemals für sie gelebt hatte, sowie sie für ihn.

Weitere zwanzig Jahre später, zur Zeit da sein Ruhm als Gelehrter bereits in der ganzen wissenschaftlichen Welt verbreitet war, wurde ihm die Anzeige von dem Ableben Lady Augustas, der ihre Tochter, Lady Bradford, im kaum vollendeten dreiundvierzigsten Lebensjahre, nach wenigen Tagen ins Grab gefolgt war. Beide waren in Fairbrook, wo Lady Augusta gewohnt und wohin Lady Bradford sich zur Pflege ihrer erkrankten Mutter begeben hatte, an einem bösartigen Fieber gestorben. — Der Tod der beiden Frauen war für Ambach kein neuer Verlust: für ihn waren sie seit vielen Jahren unwiederbringlich verloren gewesen. Doch erfüllte ihn die Nachricht von ihrem Ableben mit tiefer Wehmut. — Er würde sie also nie, niemals wiedersehen, die er am meisten, ja die er allein geliebt, die sein Leben so gestaltet hatte, wie es geworden war: zu einem erfolgreichen und einem freudelosen, weil einem hoffnungslosen. Es

hatte ihn vielleicht geistig größer gemacht, das die Erinnerung an Ellen die gewöhnlichen kleinen Sorgen und Wünsche des Lebens von ihm fern gehalten hatte; aber es würde für sein Glück wohl besser gewesen sein, er hätte sie nie gekannt: denn der Vergleich, den er unwillkürlich bei jeder Gelegenheit zwischen ihr und anderen weiblichen Wesen angestellt, war es gewesen, der ihn während seiner Jugend an andern Frauen wunschlos hatte vorübergehen lassen. — Nun war er ein alter Mann, und die Saiten seines Herzens, die früher unter Fraueneinfluß hätten erzittern können, waren vertrocknet und erstarrt. — Bis tief in die stille Nacht hinein saß er an jenem Abend in seinem einsamen Arbeitszimmer, ohne die Bücher zu öffnen, die seit Jahren seine Beschäftigung und zugleich seine Erholung waren.

Am nächsten Tage schrieb er einen herzlichen Beileidsbrief an Arthur Fairbrook, und mit umgehender Post erhielt er eine kurze Antwort von diesem, die mit den Worten schloß: „Es würde mich freuen, wenn Sie mich besuchen wollten. Meine Frau ist, wie Sie wissen, vor drei Jahren gestorben, und nachdem jetzt auch meine Mutter und meine Schwester von mir gegangen sind, lebt, außer meinen Kindern, niemand den ich in meiner Trauer lieber in meiner Nähe sähe, als Sie."

Die Ferien standen vor der Thür, und sobald sie begonnen hatten, reiste Ambach nach England ab.

Fünfundzwanzig Jahre waren verflossen, seitdem er seinen ehemaligen Zögling nicht wiedergesehen hatte, aber dieser begrüßte ihn mit der ruhigen Freundlichkeit, als wären ihre Beziehungen nie unterbrochen worden, wenn-

schon mit dem tiefen Ernste, der eine natürliche Folge der traurigen Veranlassung war, die Ambach nach England geführt hatte.

In Fairbrook war wenig verändert. An den hundertjährigen Mauern des Schlosses und den alten Bäumen des Parkes war das Vierteljahrhundert ohne erkennbare Spuren vorübergezogen. — Wie tief der Eindruck gewesen sein mußte, den der einstige, verhältnismäßig kurze Aufenthalt in Fairbrook auf Ambach gemacht hatte, das zeigte sich auch daran, daß er jetzt, nach so langen Jahren, vieles im Schloß und im Park wiedererkannte, was er als junger Mann dort gesehen hatte.

Ambach blieb vier Wochen bei seinem wiedergefundenen alten Freunde, und bei der Gelegenheit lernte er auch Johanna Bradford, Ellens älteste Tochter kennen, die nach dem Tode ihrer Mutter in Fairbrook geblieben war, während ihren trauernden Vater wichtige Staatsgeschäfte, die seiner Leitung anvertraut waren, nach London gerufen hatten.

Die achtzehnjährige Johanna glich ihrer Mutter von Antlitz und von Wesen, namentlich aber erinnerte ihre wohltönende, weiche Stimme an die der Verstorbenen. Ambachs Augen ruhten mit Rührung und Wohlgefallen auf der schlanken hohen Gestalt des schönen Mädchens, und dieses fühlte sich vertrauensvoll hingezogen zu dem stillen alten Mann, den sie sogleich bei seiner Ankunft wie einen Freund begrüßt hatte. Oftmals konnte man die zwei im Park spazieren wandeln sehen. Dann lauschte Johanna aufmerksam auf Ambachs Erzählungen von dem Leben der Lehrer und Schüler auf den deutschen

Universitäten, oder Johanna sprach von ihrer verstorbenen Mutter, wie edel und schön sie gewesen sei, wie sie stets nur Gutes gewollt und gethan habe, und wie alle, die sie gekannt, sie geliebt und verehrt hätten.

Eines Tages, kurz vor Ambachs Abreise, als er sich wieder einmal mit Johanna im Park befand, blieb er plötzlich in einer kleinen Lichtung, in der Nähe des Schlosses stehen und sagte leise:

„An dieser Stelle habe ich vor siebenundzwanzig Jahren von Ihrer Mutter Abschied genommen."

Da entgegnete Johanna kaum hörbar und sanft, als wolle sie dem andern ein Liebesgeständnis entlocken: „Sie haben wohl meine Mutter sehr lieb gehabt?"

„Ich habe Ihre verstorbene Frau Mutter innig verehrt. Ihr Bild hat mir stets vorgeschwebt als das der edelsten Frau, die mir im Leben begegnet ist."

Nach einer kurzen Pause sagte darauf Johanna, noch leiser, gleichsam als gälte es nun, daß sie selbst ein Geständnis mache: „Meine Mutter hat Sie auch stets für ihren besten Freund gehalten. Oftmals haben wir beide in den Briefen gelesen, die Sie ihr und der Großmama zur Zeit Ihrer Reise mit Onkel Arthur geschrieben hatten. Sie sprach von Ihnen wie von einem lieben Bruder, wie gut und treu Sie gewesen seien, jedermann sogleich Vertrauen einflößend und des vollsten Vertrauens würdig. Darum konnte ich Ihnen auch sogleich wie einem Freunde entgegenkommen. Ich kannte Sie, lange ehe ich Sie gesehen hatte."

Ambach schwieg.

Nach einer längeren Pause fuhr Johanna fort: „Er-

fahren Sie gern, wie meine Mutter von Ihnen dachte und zu mir sprach?"

„Es thut mir unbeschreiblich wohl, es zu hören," antwortete Ambach.

„Sie hätte Sie gern einmal wiedergesehen, sie meinte, Sie würden wohl nach England gekommen sein, wenn sie Sie darum gebeten hätte; aber das wollte sie nicht thun. Sie sagte, wenn Sie vorzögen, nicht zu kommen, so würde das wohl das Richtige sein, und sie wollte daran nichts zu ändern versuchen. — Noch wenige Tage vor ihrem Tode sprach sie mit mir und mit Papa von Ihnen, und trug uns beiden auf, Sie von ihr zu grüßen, wenn wir Sie sehen sollten. Sie rechnete darauf, daß Sie Onkel Arthur nach ihrem Tode besuchen würden. — Sie hat sich nicht getäuscht. Es scheint, daß sie Sie gut kannte."

Am Vorabend seiner Abreise von Fairbrook suchte Ambach noch einmal die Stellen im Park auf, wo er im Zusammensein mit Ellen das anspruchslose Glück gefunden, an dem er sein Leben lang gezehrt hatte. — Wer nicht als alter einsamer Mann die Plätze wiedergesehen hat, wo er in seiner Jugend, in Gesellschaft der verlorenen Geliebten, verweilt, der kann nicht verstehen, mit welcher Wehmut das Herz Ambachs sich während dieses letzten Spazierganges im Park von Fairbrook füllte. — Es läßt sich nicht beschreiben.

Am nächsten Tage nahm der Professor Abschied von seinen Freunden, und bald darauf war er wieder zu Hause in seinem stillen Studierzimmer; aber es dauerte einige Tage, ehe er seine alte Arbeitskraft und Lust an

der Arbeit wiedergefunden hatte. Er war entmutigt. Sein Leben erschien ihm als ein verfehltes: es war kein unglückliches gewesen, aber das, was es zu einem glücklichen hätte machen können, hatte ihm von dem Augenblick an, wo er es zu erkennen geglaubt, nur in unerreichbaren Fernen vorgeschwebt. Wunschlos war er seitdem durch das Leben gegangen. — Aber Gewohnheit und Pflichtgefühl lenkten seine Thätigkeit bald wieder in das alte Geleise.

* * *

Wieder zogen viele Jahre dahin. Ambach war zum Greise geworden; — aber seine geistige Kraft erschien noch ungeschwächt, wennschon er mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten jetzt nur noch in langen Zwischenräumen vor die Oeffentlichkeit trat. Seine großartigsten Leistungen lagen hinter ihm, er konnte sie nicht mehr übertreffen, aber er behauptete sich noch würdig auf der Höhe seines verdienten Ruhmes.

Da erhielt er eines Tages eine amtliche Einladung, einer Gelehrtenversammlung beizuwohnen, die in Berlin abgehalten werden sollte. Er beschloß, der Aufforderung zu folgen. Er wünschte, vor seinem Tode mit den Genossen zusammenzutreffen, die auf demselben Felde wie er gearbeitet hatten, und von denen er nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl persönlich kannte; denn er hatte sein Leben lang in großer Zurückgezogenheit gelebt.

Die Berliner Gelehrtenversammlung ernannte Ambach zu ihrem Präsidenten, und in dieser Eigenschaft begab

sich der alte Professor am Tage nach der ersten Sitzung zum Unterrichtsminister, um diesem, als seinem Vorgesetzten, seine Aufwartung zu machen. Er wurde mit Auszeichnung empfangen und erhielt noch an demselben Tage eine Einladung zu einem großen Hoffeste, das am nächsten Abend im königlichen Schlosse stattfinden sollte.

Ambach fühlte sich ermüdet von den ungewohnten Anstrengungen der Reise, von den zahlreichen Unterhaltungen mit neuen Bekannten und auch von den Huldigungen, die man ihm dargebracht hatte, aber er hielt es für seine Pflicht, der an ihn ergangenen Einladung zu folgen, und begab sich zur bestimmten Stunde in das Schloß. Dort wurde ihm die Ehre zu Teil, dem greisen Monarchen vorgestellt zu werden, der sich einige Minuten lang leutselig mit dem Professor, als einer Zierde der deutschen Gelehrsamkeit, unterhielt; — und dann war Ambach sich selbst überlassen, allein in einem Gewühl strahlender Uniformen und glänzender Toiletten.

Eine Weile lang durchwanderte er langsam die prachtvollen Säle. — Dann überkam ihn Ermüdung, und er beschloß, seine Wohnung aufzusuchen. Er hatte seiner Pflicht genügt, es war ihm die Freude geworden, den großen Kaiser, den er innig verehrte, von Angesicht zu Angesicht zu schauen, mit ihm zu sprechen — nun konnte ihm das Fest nichts mehr bieten: Vergnügen hatte er dort nicht gesucht. Als er eines der entlegeneren Gemächer durchschritt, in dem es verhältnismäßig öde war, so daß er den ganzen Saal überblicken konnte, sah er plötzlich, daß ihm von der andern Seite des Raumes ein

Kollege entgegenkam, ein Universitäts-Professor, wie er selbst im Talar gekleidet, das weiße Haupt mit dem Barret bedeckt. Es war die erste bekannte Figur, die er erblickte — wohl die eines Mitgliedes der Gelehrtenversammlung, in der er den Vorsitz führte.

Ambach schritt dem Eintretenden entgegen, um ihn zu begrüßen, falls er ihn kennen sollte, und er betrachtete ihn deshalb aufmerksam: einen alten würdevollen Herrn, hoher, durch die Jahre etwas gebeugter Gestalt, bleich von Angesicht, schneeweißen Haares, dessen, durch eine scharfe Brille noch vergrößerte große Augen, milde und ernst auf ihm ruhten. Die ganze Persönlichkeit hatte für Ambach etwas seltsam Bekanntes. — Und plötzlich blieb er wie erschreckt stehen. Er hatte in der Erscheinung sein eigenes Spiegelbild erkannt und sich einen Augenblick als einen andern betrachtet. — So also sah er für andere aus, wie er sich soeben gesehen hatte. — Es wurde ihm klarer als je zuvor, daß er ein alter Mann geworden sei.

Er stieg die breite Wendeltreppe hinunter und wurde am Fuße derselben von dem aufmerksamen Lohndiener empfangen, den er dorthin bestellt hatte, und der ihn, nachdem er ihm den schweren Mantel umgehängt hatte, — denn die Winternacht war kalt und unfreundlich — nach seinem Wagen geleitete. Auf dem Wege nach dem Gasthofe kam Ambach mit dem Gedanken an sein Alter, der Wunsch, seine Vaterstadt Magdeburg wiederzusehen. Er brauchte auf der Ferienreise nur einen kleinen Umweg zu machen, um sie zu berühren. — „Wer weiß," sagte er sich, „ob ich ihr noch einmal im Leben so nahe

komme." — Und er malte sich im Geiste die alte Stadt aus, in der er jung gewesen war, mit ihren ehrwürdigen Kirchen, dem Dom an der Spitze, ihren schönen Straßen — dem „Breiten Weg", dem „Fürstenwall" — und der „Klosterschule", auf der er seine Schuljahre verbracht hatte. Alles stand noch klar und deutlich in seiner Erinnerung: es überkam ihn eine förmliche Sehnsucht nach der Heimat, die er seit mehr denn vierzig Jahren nicht wiedergesehen und an die er, inmitten seiner rastlosen Thätigkeit, nur noch selten gedacht hatte.

Die Gelehrtenversammlung hielt ihn noch einige Tage in Berlin fest. — Am Morgen, nachdem die letzte Sitzung stattgefunden hatte, reiste er nach Magdeburg ab. Am Bahnhof wurde er mit den Rufen Bediensteter der großen Gasthöfe empfangen. „Stadt London!" — „Stadt Braunschweig!" — „Erzherzog Stephan!" — „Grimmas Hôtel!" Der letzte Name schlug als etwas besonders Bekanntes an Ambachs Ohr. — „Grimmas Hôtel!" War das nicht das Gasthaus, in dem er während seiner letzten Anwesenheit in Magdeburg, unmittelbar vor seiner Abreise nach England, abgestiegen war? — Ja, sicher! Jetzt erinnerte er sich deutlich daran. — Er winkte dem Manne, auf dessen Mütze in goldenen Buchstaben „Grimmas Hôtel" zu lesen war, übergab ihm seinen Gepäckschein und was er an leichtem Handgepäck bei sich führte und sagte ihm, er solle ein gutes, warmes Zimmer für ihn nehmen. — Dann machte er sich auf den Weg, um noch so viel wie möglich von Magdeburg zu sehen, ehe der kurze Wintertag zu Ende gegangen sein würde.

Ambach durchschritt neue Stadtteile, die ihm unbe-

kannt waren und die ihn nicht mehr kümmerten, als wenn er in Chicago gewesen wäre. — Das Neue, wenn es nicht zu seinem Beruf gehörte, hatte längst aufgehört, seine Aufmerksamkeit fesseln zu können. Daß er Magdeburg sehr vergrößert finden würde, hatte er vorausgewußt. Als er es zum letzten Male besucht, hatte die alte Stadt 50 000 Einwohner gehabt, jetzt zählte sie das Vierfache. — Sie könnte noch zehnmal größer gewesen sein, ohne daß dieser Umstand ihn berührt haben würde. Ihm verlangte nur danach, das alte Magdeburg, *sein* Magdeburg, wiederzusehen. Und bald darauf befand er sich in dessen Mittelpunkt: auf dem „Alten Markt" mit dem steinernen Bildnis Kaiser Ottos, bei der Ratswage, der Katharinenkirche, auf dem Breiten Weg — vor der Klosterschule. Dort blieb er eine Weile stehen. Dann trat er ein.

Der erfahrene Pförtner erkannte in dem stattlichen alten Herrn sofort einen Gelehrten, wahrscheinlich einen Professor, möglicherweise einen Freund des gestrengen Herrn Direktors. Er erkundigte sich höflich nach den Wünschen des Besuchers und geleitete ihn nach der im Kloster gelegenen Wohnung des Direktors, als Ambach gefragt hatte, wo er diesen finden könnte. — Vor der Wohnung des Direktors angelangt, übergab er dem Pförtner seine Karte, die dieser mit ehrerbietiger Verbeugung hineintrug. — Gleich darauf öffnete sich eine Thür, und ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, mit dem etwas herrischen Zuge im ernsten Gesichte, der dem ausübenden, sich seiner Macht bewußten Lehrer eigen ist, trat Ambach, die Hände ausgestreckt, entgegen.

„Sie erweisen mir eine große Ehre, Herr Professor,"

sagte er mit tiefer, wohltönender Stimme. „Bitte, treten Sie näher.“

Er führte darauf Ambach in ein behagliches, warmes Zimmer, dessen Wände beinah vollständig mit Büchern bedeckt waren, nötigte Ambach, sich in einen bequemen Sessel zu setzen, und noch vor ihm stehend, sagte er:

„Was verschafft mir die unerwartete Ehre Ihres Besuches? Womit, Herr Professor, kann ich Ihnen dienen?“

„Ich bin ein alter Klosterschüler, Herr Kollege,“ begann Ambach.

„Das wissen wir alle — und sind stolz darauf,“ unterbrach ihn der Direktor.

„Und da ist mir plötzlich der Wunsch gekommen, das Kloster ‚Unserer lieben Frauen‘ wiederzusehen. — Deshalb befinde ich mich hier. — Wollen Sie mir gestatten, durch den Kreuzgang und die andern alten Gänge, sowie durch die Säle und über den Spielhof zu gehen?“

Der Direktor sah nach der Uhr: „Ich gehe sogleich mit Ihnen,“ sagte er, „in der Hoffnung, Sie nachher hier wiederzusehen; aber ich möchte Sie gerade jetzt nicht länger in diesem Zimmer festhalten. In wenigen Minuten wird nämlich eine Lehrstunde beendet sein, und ich denke mir, es wird Ihnen Freude machen, die Schüler während der freien zehn Minuten bis zur nächsten Stunde auf dem Hofe beobachten zu können.“

Er schritt, sichtlich aufgeregt, voran, und Ambach folgte ihm.

Bald, nachdem die beiden auf der Freitreppe angelangt waren, die von den Klassensälen nach dem Spiel-

hof hinunterführt, öffneten sich in dem Gange, den sie durchschritten hatten, mehrere Thüren, und aus denselben traten die Lehrer hervor, denen die Schüler auf den Fersen folgten. Diese gingen, ehrerbietig grüßend, an dem Direktor und Ambach vorüber und liefen dann die Treppe hinunter auf den Hof, der sich schnell mit der frischen, gesunden Jugend füllte. — Ambach blickte auf das Gewühl blonder und brauner Köpfe zu seinen Füßen. Er sprach kein Wort, und auch der Direktor schwieg, denn er wollte die Erinnerungen und Gedanken nicht stören, die in dem Augenblick wohl durch Ambachs Seele ziehen mochten.

Als die Schüler wieder in die Klassen getreten waren, fragte der Direktor seinen Gast, ob es ihm recht sein würde, die Knaben während des Unterrichts zu sehen, und als Ambach dies bejaht hatte, führte er den Professor zuerst in die Prima und dann in die Sexta. Als er dem noch jungen Lehrer der Prima den Namen des vornehmen Besuches nannte, errötete der Lehrer und verbeugte sich ehrerbietig. — Ambachs Blick schweifte aufmerksam über die dichtbesetzten Schulbänke; dann entfernte er sich, nachdem er dem Lehrer die Hand gereicht hatte, mit freundlichem Neigen des greisen Hauptes. Als er gegangen war, sagte der Lehrer zu seinen Schülern: „Das war ein ehemaliger Klosterschüler: Professor Ambach. Erinnern Sie sich des Tages, da Sie ihn gesehen haben, denn es wird Ihnen nicht oft im Leben beschieden werden, einem so guten Mann zu begegnen.“

Die Schüler flüsterten untereinander und sahen sich verständnisvoll an, und der Lehrer gestattete es, denn

er wußte, daß einer dem andern zurannte, was er von Ambach wußte.

Bald darauf befanden sich die beiden alten Herren wieder im Zimmer des Direktors.

„Ich bin ebenfalls ein Schüler des Klosters," sagte der Direktor; „um einige Semester jünger als Sie, Herr Professor, doch haben wir zum großen Teile noch dieselben Lehrer gehabt, denn ich war in der Quinta, da Sie als Primus der Prima glänzten. — Ich erinnere mich, wie oft ich Sie auf dem Hofe bewundert habe; Sie sahen mich Knirps natürlich nicht. — Welch' unüberbrückbare Kluft trennt nicht während der Schuljahre den Quintaner vom Primaner! Später gleicht sich das wieder aus; alle werden mit den Jahren gewissermaßen eines Alters. — Und deshalb möge es mir vergönnt sein, Ihnen als Commilitone und langjähriger Verehrer, eine Bitte vorzutragen. — Ich bin seit vielen Jahren Witwer, meine Töchter sind verheiratet, und von meinen beiden Söhnen ist der eine Pastor auf einem kleinen Dorfe in der Altmark, der andere Offizier in einem Artillerieregimente, das in den Rheinprovinzen steht. — So führe ich denn ein Junggesellenleben, und da frage ich nun, wollen Sie mir die Ehre erweisen und die große Freude machen, heute abend mit mir zu speisen? Wir können von alten Zeiten sprechen, die Ihnen durch Ihren heutigen Besuch des Klosters wohl wieder näher gerückt sind — und auch mir. Denn als ich Sie so ernst neben mir stehen und auf die Knaben blicken sah, die sich lustig im Schulhof tummelten, da sagte ich mir, Sie müßten wohl in dem

Augenblick an die Zeiten denken, da Sie als Kind, wie jene unten gespielt hatten — und dieselben Gedanken kamen mir. — Wollen wir heute abend von den alten Tagen sprechen? Sagen Sie ja, und erfreuen Sie mich."

Der Professor nahm die Einladung bereitwillig an, und einige Stunden später saßen sich die beiden alten Herren an einem mit guten Sachen bedeckten kleinen Tische gesprächig gegenüber. Der Wein hatte die des Wortes gewandten Zungen der zwei gelöst, und Rede und Widerrede folgten sich ohne Mühe und ohne Unterbrechung. Da wurde von den alten Lehrern gesprochen, vom Probst Zerenner, vom Direktor Müller, von Immermann, dem Bruder Karls, den man „den Wüsten" nannte, von Hasse und Merckel, den tüchtigen Hellenisten, von Heil, dem Mathematiker, Teetzmann und Pareidt, den Philologen, Banse, dem Rechenlehrer, Hildebrand und Ehrlich, von dem der eine Unterricht im Zeichnen, der andere in der Musik erteilte. — Und von jedem dieser alten, längstverstorbenen Lehrer wurden Geschichten aufgetischt, die beide, der Professor und der Direktor, seit einem halben Jahrhundert kannten und an denen sie sich heute wieder erfreuten. — Auch Schülergeschichten aus den dreißiger Jahren wurden zum Besten gegeben, darunter einige, an denen sie selbst Teil genommen hatten: „Quorum pars . . ."

Und sie fingen an lateinisch und griechisch zu citiren und bald darauf in gewählter Rede lateinisch zu sprechen, bis Ambach, geröteten Antlitzes, leuchtenden Auges, lachend ausrief:

„Lieber Kollege! Was haben Sie angerichtet! Sie wissen, was es bedeutet, wenn zwei beim Wein lateinisch reden!"

Der Direktor, ebenso freudig erregt wie sein Gast, rief zurück: „Ich bin stolz darauf, daß es mir gelungen ist, die goldene Jugend in Ihrer Erinnerung heraufzubeschwören — obgleich," fuhr er ernster fort, „Sie ja nie alt geworden sind. Wer so schafft, wie Sie noch heute schaffen, der ist ewig jung, für den giebt es kein Alter. — O, Sie Beneidenswerter, von mir neidlos Bewunderter! Wie schön Ihr Leben gewesen ist: ein langes Leben, voll edlen Schaffens, voll großer Erfolge! Kann es etwas Vollkommeneres geben? Mit welchem Stolz müssen Sie darauf zurückblicken!"

„Ja, mein Leben ist ein volles und erfolgreiches gewesen," sagte der Professor nachdenklich; — aber er wollte den heitern Abend heiter beschließen, und da es inzwischen spät geworden war, so sprach er in zierlichen lateinischen Versen seinen Dank aus für die Gastfreundschaft, die ihm zu Teil geworden war, versicherte, daß der Abend, den er mit dem alten Schulkameraden verbrachte, ihm unvergeßlich bleiben würde und stieß, zum letzten Male, auf baldiges, frohes Wiedersehen mit diesem an. Dann trennten sich die beiden mit herzlichem Händedruck.

Sobald der Professor in seinem Zimmer in „Grimmas Hôtel" angelangt war, begab er sich zur Ruhe. Der lange Tag, voll ungewohnter Anstrengungen, hatte ihn ermüdet, und er schlief schnell ein. Am nächsten Morgen erwachte er zu früher Stunde, kleidete sich sogleich, wie

dies seine Gewohnheit war, vollständig an und ließ dann den Morgenkaffee auf sein Zimmer bringen, den er, am Fenster sitzend, den „Breiten Weg" zu seinen Füßen, zu sich nahm. Da hörte er Militärmusik erschallen, und bald darauf zog das 27. Infanterieregiment, klingenden Spieles an seinem Fenster vorüber. Der alte Fridericianische Marsch, den er hörte, war ihm bekannt, und er sang ihn, mit den Knöcheln der einen Hand den Takt schlagend, leise mit. — Als aber plötzlich die Domglocken wie feierliche Begleitung zu der schmetternden Musik erklangen, da fuhr er zusammen. — Was war das? — Eine Sekunde unwillkürlicher Rückerinnerung — und dann stand die ferne Vergangenheit deutlich vor ihm! — Das war der Marsch, den er mit derselben Begleitung vor mehr als vierzig Jahren an derselben Stelle gehört hatte! Es kam ihm wie ein Traum vor, wie eine Fortsetzung der Jugendgeschichten, die er am Abend vorher gehört und erzählt hatte, und träumerisch sinnend blickte er um sich. — Hatte er nicht diese alte Kommode, diesen schönen Schrank, das hohe Himmelbett schon einmal gesehen? Und jenen Kupferstich, den „alten Dessauer" darstellend! Welche Bewandtnis hatte es doch damit? — Sinnend legte er die Hand auf die Stirn, dann erhob er sich, nahm das Bild von der Wand und trat damit ans Fenster. Und wie er es drehte und wandte, vergeblich bemüht, den Zusammenhang zwischen dem Bilde und seiner Vergangenheit wiederzufinden, da entdeckte er auf der Rückseite, unter einer dichten Staubschicht seinen Namen: „Vor dem Kampfe, Heinrich Ambach aus Magdeburg am 15. 9. 1845."

Er stellte das Bild sorgfältig auf dem Boden; dann ließ er sich auf einen Sessel fallen und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Vor dem Kampfe. 1845.“ — Nun hatte er den Kampf des Lebens, bis zum Ende beinah, ausgekämpft — siegreich! Und doch fühlte er sich geschlagen. — Sein ganzes Leben zog in einer kurzen Minute vor seinem Geiste vorüber: sein ganzes, sein volles Leben! — Und wie kurz erschien es ihm! — Die Arme gegen den Körper gelegt, bewegte er die zitternden Hände, die Handflächen in geringer Entfernung gegen einander gekehrt, auf und nieder und sagte leise: „So klein war mein Leben — so klein!“

Seine Gedanken wanderten zurück, noch weit hinter den Tage, an dem er die Worte: „Vor dem Kampfe“ geschrieben hatte. — Er erinnerte sich seiner frühesten Kindheit, und er sah seine Mutter, wie sie auf einem schönen Bildnis dastand, das aus dem Nachlaß seines Vaters vor mehr als vierzig Jahren in seinen Besitz übergegangen war: eine schlanke, junge Frau, bleich von Angesicht, aschblonden Haares, mit großen, traurigen blauen Augen. „Komm zu Bett, Heinz,“ hörte er ihre weiche, süße Stimme. Er aber riß die Augen auf. Er wollte eine Erzählung des Vaters, von der er nichts verstand, zu Ende hören — „Ich bin noch nicht müde, Mama. Bitte, laß mich noch ein bißchen aufbleiben ... bitte, laß mich!“ — „Nein, komm', mein Kind! Die Augen fallen dir ja zu. Schnell! Der Sandmann kommt.“ Er fühlte sich sanft emporgehoben, sein Kopf lag an dem Halse der Mutter. „Ich

bin noch gar nicht müde," murmelte er, schon im Halbschlaf.

Wie lange war das her? — O, über sechzig Jahre!

„So klein war mein Leben . . . so klein," wiederholte er mit derselben Bewegung der zitternden alten Hände . . . „so klein!" — Er fühlte sich unbeschreiblich müde.

„Nun, der Sandmann wird ja bald kommen," sagte er leise.

Rudolf Lindau
Gesammelte Romane und Novellen
Sechs Bände

Professor Erich Schmidt widmet dem Autor anläßlich des Erscheinens dieser Gesamt-Ausgabe in der „Deutschen Rundschau" den folgenden Aufsatz

Rudolf Lindau

Ein ernster, erfahrener Weltmann, der vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn geprüft hat, blickt uns aus dem Porträt des letzten Bandes ins Auge, und wenn wir nicht selbst die Harmonie seiner Weltanschauung mit der Stimmung und Technik seiner künstlerischen Gebilde von allen Seiten dieser ausgereiften, feinsinnig angeordneten Sammlung ablesen könnten, so sorgt der Erzähler durch manche kleine persönliche Winke hier und da, dem überstrengen Gesetzbuch der Objectivität zum Trotz, und vor allem durch ein in den ersten Band verwebtes Programm für die Aufklärung seiner Ziele. Diese Novelle, „Das rote Tuch", ist denn auch gleich nach ihrem Erscheinen von W. Scherer als ein rechtes Paradigma gewürdigt und Lindau's Tapferkeit, den Leser nicht mit holden Lebenslügen und Halbheiten vergnüglich abzuspeisen, sondern mit consequentem Ernst bis zur dunklen Scheidepforte des Daseins hinzuführen, beredt gerühmt worden. Es handelt sich um die in der breiten Exposition einer Ich-Erzählung vorgetragene Theorie, ein Dichtwerk sei erst mit dem Tode der Hauptpersonen wirklich abgeschlossen, denn man lege ein Buch befriedigt, will sagen: beruhigt erst am Grab, an der Ruhestätte der Kämpfer aus der Hand, wenn das Schicksal keine Ueberraschungen, wie sie der Mensch im Gegensatze zum dumpfen Thier vorfühlt, mehr im Hinterhalt hat. Wir wollen nicht bloß einem oder zwei Acten einer Handlung beiwohnen. Lindau fragt, ob denn die Heirath ein Abschluß und nicht vielmehr ein großer Anfang sei; wie George Eliot in ihrem wirren, aber inhaltschweren Roman „Middlemarch" die Brücke zu einem freilich bequemen summarischen Kehraus mit der Bemerkung schlägt, daß Adam und Eva einander im Paradiese fanden, aber dann draußen in Müh' und Noth den ehelichen und elterlichen Kampf ums Dasein kämpften. Und wenn neuerdings grüblerische Dramatiker auf den niederrollenden Vorhang gern ein großes

Fragezeichen malen, statt Anfang, Mittel und Ende rund abzurechnen, so bekennt sich Lindau nicht sowohl zum Schauspiel, hinter dessen letzter Scene eine neue Reihe anhebt, als zur Tragödie, die keinen Raum für Furcht und Hoffnung offen läßt, denn ihre Menschen nur haben das Leben ausgelebt, sie sind „geborgen". Diese Theorie, die in geistvoller Einseitigkeit namentlich der Novelle reiche Adern zu unterbinden droht, läßt ihn abschätzig auf das Minnespiel der deutschen Erzählungs- und Comödienjugend herabblicken: „Das Leben der ungeheuern Mehrheit der Menschen ist gerade bis zu dem Alter, wo der Schriftsteller mit der Erzählung abschließt, ohne wirkliche Conflicte. Den wahren Kampf des Lebens kämpft nicht der Jüngling, sondern der gewappnete starke Mann." Haben sich gemüthvolle Dichter, wie Storm, besonders gern im Jugendparadies ergangen, weil der Lebensmai für zahllose Menschen die einzige frische Poesie mit sich führt und Hans und Grethe doch einmal wenigstens, als sie sich suchten und verbanden oder trennten, erhöhte Erdenkinder waren, so findet Lindau, unter wiederholter Polemik gegen den Glauben an die Dauer unglücklicher Liebe, die jugendliche Leidenschaft gekünstelt und unwahr, wahrhafte Naivetät bei jungen Leuten viel seltener als schlichte Einfachheit bei reifen Männern. Die junge Liebe, deren entschwundener süßer, blöder „Jugendseligkeit" auch ein Heine melancholisch-höhnisch nachseufzte, muthet ihn meist wie eine markloſe Parodie auf unverstandene Heldengedichte an oder, wie er anderswo mit dem Spotte des geprüften Kenners meint, als eine ernst gespielte sentimentale Comödie, die für ältere wohlwollende Zuschauer etwas ungemein Rührendkomisches habe. Seine Losung dagegen lautet: „Das, was den Menschen innig erfreut oder betrübt, also tief bewegt, ist der Maßstab seiner Kraft." Solchen herben Sätzen, die wir gleich allem ernst und ehrlich Durchdachten respectiren, ohne sie als Todesurtheil über einen unabsehbaren Reigen blühender Gestalten und eine Masse dichterischer Lebensausschnitte zu schwenken, wird Lindau's Kunstübung nirgend untreu. Nicht bloß „Das rote Tuch" senkt sich auf ein „geborgenes" Paar, nicht bloß von den Menschen der benachbarten Geschichte, den todten und den überlebenden, aber innerlich abgestorbenen und fertigen, heißt es: „So sind sie denn alle wohlgeborgen." Lindau steuert ans letzte Ziel, das denn nicht immer ein Grabhügel ist, weil Cypressen als Denkmäler der Bestattung auch inmitten unseres Weges stehen. Er zeigt uns den „Lebensmüden", einen alten Franzosen, dem die Langeweile eines ewig gleichen Kreislaufs der Tage die Pistole in die Hand drückt, und den erst leicht ergrauenden amerikanischen Millionär, wie es ihn ekelt, immer dasselbe zu thun, aber er malt auch das elegische Altersgefühl als Bedürfniß nach Ruhe, d. h. als Verzicht auf Lebensregung und Kraftbe-

thätigung, die Resignation als milde Form der Verzweiflung. Tief ergriffen hat mich die Symbolik der „Ersten Liebe“: an einem Abend plötzlich überrieselt den Langbeglückten ein ahnungsvoller Schauer, die Geliebte werde ihn verlassen, und sie weicht bald ferner und ferner von ihm: die Jugend selbst ist es, deren Scheidelied in Raimund's Zauberwelt so melodisch ertönt. „Das Glückspendel“ versinnlicht alle Grade des Erbarmens und Erstarrens: schnellt es empor bis zur Ueberschwänglichkeit, so fällt es zurück in die Verzweiflung; hebt es sich aber nur bis zu bescheidenen Wünschen, so sinkt es sacht bloß zum Verdruß hernieder — in der Mitte liegt der todte Punkt völliger Ruhe. Die Resignation will auch nicht zugeben, daß ein Sichverlieren, ein Verschollensein zweier Liebenden auf ewig ohne Weiteres ein Unglück sei; denn was nicht geschah, kann nicht beurtheilt, ein verlorenes unbekanntes Gut nicht beklagt werden. Wer will wissen, ob die die Vereinigung Segen oder Unheil aus dem dunklen Schoß der Zukunft heraufgeführt hätte? „Can see, can sabee, sagen die Philosophen in Shanghai,“ und unser Skeptiker pflichtet ihnen bei. Wo hier eine Verlobung den Ausgang bildet, wie in „Robert Ashton“, da ist es ein Erreichen des Hafens nach langer stürmischer Irrreise, keine morgendliche Lustfahrt der Jugend. Robert muß eine Menge leichtsinniger Abenteuer und eine Mißehe hinter sich haben, bevor er reif ist für Isabella. So legt auch in dem jüngst erschienenen Roman „Liebesheirathen“ die falsche Heirath den Grund für die rechte, daß der zweite Verspruch wirklich ein Ende macht. Oder der erste Kuß der Geliebten ist zugleich der letzte, der den entfliehenden Athem des stummen Werbers hinwegnimmt. „Die Hochzeitsreise“ des über Meer verpflanzten deutschen Lehrers und seiner angejahrten Braut bringt ein spätes Glück, einen raschen gemeinsamen Tod.

Bei Lindau tummelt sich keine grüne Jugend mit Frühlingsgefühlen. Wenn einmal ein halbflügges Ding ihr Herz entdeckt, wie die kleine Florence in „Zwei Seelen“ oder Natalie im „Gast“, so wird ihr das zum Verhängniß oder der Weg vor den Traualtar führt durch schwere Familienprüfungen hindurch. Er interessirt sich mehr für die scheinbar kalten, abwehrenden, herben Schönen, deren Lippen entweder nie oder erst spät nach sprödem Schweigen ein Geständniß entspringt und vor denen auch der Bewerber einsilbig wird. Niemand, heißt es einmal, hätte gewagt, in Isabella's Gegenwart ein sentimentales Gedicht herzusagen. Auch unter den jungen Männern gedeiht keine blühende empfindsame Schwärmerei. Da ist der blasierte kühle Mödling, der gewissenlose Roué, der geläuterte Lebemann, der problematische Liebhaber im Widerspiel der Neigungen, da sind Prachtexemplare des schwerfälligen „Wilden“, der, aus seinen californischen Minen oder asiatischen Contors heraus plötzlich

vor das Weib gestellt, jedes Gleichgewicht verliert. Da sind die an Jahren jungen, im Gebahren bedächtigen Kaufleute „drüben", die, wenn sie herzlich werden, ihre Gemüthsbewegung durch einen derben Händedruck oder das Kosewort „old man" kundgeben, und es durchaus mit Lichtenberg's Satz zu halten scheinen, ein Zweigroschenstück sei mehr werth als eine Thräne; arbeitsame Menschen, früh von Heimath und Verwandtschaft losgerissen, ohne die Fracht unnützer Sentiments, durch das Meer und die Fremde an Großes gewöhnt, um Persönliches wenig bekümmert, wenn der Andere nur ein Gentleman unter Gentlemen und in Geldsachen correct ist. Einer von ihnen setzt zu einem Nachruf auf jenen ertrunkenen Hochzeitsreisenden an, sagt aber in männlicher Scham vor Gefühlsergüssen bloß: „Doctor Günther war ein guter Mensch," und das genügt vollkommen.

Die Dichtung früherer Zeiten befolgte mit verderblicher Geringschätzung der nahen heimischen Zustände, die man nicht beobachtete und denen doch allein Lebenswahrheit abzulauschen war, ein sogenanntes Princip der idealen Ferne. Das unbekannte Fremde galt an sich für vornehmer und mußte wenigstens ein antikes oder orientalisches Costüm für das Schattenvolk hergeben. Neuere Schriftsteller aber, wie Sealsfield, danken ihre Erfolge nicht sowohl den inneren Vorwürfen als den farbenreichen Schilderungen, die sie uns kundig von fernen Menschen und Ländern bescheerten. Andere, kleinere scheinen zu glauben, man könne mit dick aufgespachtelter Localfarbe alle Kosten der Poesie bestreiten Es wäre Thorheit, die uralte und unsterbliche Macht des Fremdländischen auf unsere Phantasie ins Kindermärchen verweisen zu wollen. Wer das Glück hat, ein großes Stück Welt scharfäugig angeschaut zu haben, warum sollte er als Dichter daraus keinen Nutzen ziehen, seinen Motivschatz aus diesen Vorrathskammern nicht bereichern, falls er nur zwischen Poesie und Ethnographie unterscheidet, nicht schildert um zu schildern, und lebendige Menschen vergegenwärtigt statt einer hohlen Mummenschanz. Lindau's Dichtung zeigt ein internationales Gesicht. Wenn ein Leser von seinem Leben gar nichts erfahren hätte, müßte er sich doch bald sagen: zu mir spricht ein reifer Mann, der, ohne sich selbst zu verlieren und im praktischen Leben die poetisirende Kraft einzubüßen, durch die weite Welt, durch mannigfache Kreise der Menschheit gegangen ist, mit jenem von Goethe dem Reisenden empfohlenen „skeptischen Realismus". Es ist doch ein ander Ding, ob Jemand im Husumer Dichterstübchen verbleibt oder ein paar Mal um die Erde reist. Wir entnehmen dem „Neuen Deutschen Novellenschatz" Heyse's und Leistner's (VII, 163) folgende, von Lindau selbst beigesteuerte Lebensnachrichten: „Nachdem Rudolf (geboren 1830) seine Schuljahre in Gardelegen, Naumburg,

Magdeburg und Berlin zugebracht hatte, studierte er von 1849—1853 auf den Universitäten Berlin, Paris und Montpellier Sprachen und Geschichte und begann dann ein vielbewegtes Reiseleben in England, Italien, Frankreich. Vier Jahre lang lebte er als Hauslehrer in einer französischen Familie in Südfrankreich, wurde später Privatsecretär des als Gelehrter und Politiker bekannten Barthélémy St.-Hilaire und ständiger Mitarbeiter an Sammelwerken von Firmin Didot und Hachette, sowie Mitarbeiter an der „Revue des deux Mondes“ und dem „Journal des Débats“. Von 1859 bis 1869 lebte er abwechselnd in Indien, Singapore, Cochin-China, China, Japan, Californien, zunächst als Delegirter des Schweizer Handelsdepartements . . . Später wurde er Herausgeber einer englischen Zeitung in Yokohama und Socius eines amerikanischen Geschäfts. Im Jahre 1862 machte er als Gast des Admirals Charner und in dessen Generalstabe den cochin-chinesischen Feldzug mit, von 1870 bis 1871 den deutsch-französischen . . . 1872 bis 1878 lebte er in Paris, der deutschen Botschaft attachirt, seit 1878 in Berlin als Beamter des Auswärtigen Amtes, zuletzt als Geheimer Legationsrath; gegenwärtig in Constantinopel als Mitglied der türkischen Staatsschulden-Commission.“ Wir erfahren weiter, daß Lindau sich zuerst als neununddreißigjähriger Mann auf dem Gebiete der Novelle in französischer Sprache versucht und sowohl einen Band französischer als einen Band englischer Erzählungen herausgegeben hat, von denen ich nicht weiß, ob sie irgend welchen Zusammenhang mit seinen deutschen Novellen haben, die erst 1872 begannen; ist „The philosopher's pendulum“ mit dem „Glückspendel“ identisch? Man versteht auf Grund dieser strengsachlichen Notizen über einen so vielverschlungenen Lebenslauf die oben erörterte Tendenz „Reissein ist Alles“ und den keiner wohlfeilen Berechnung sondern der eigensten Erfahrung entspringenden Zug ins Weite. Lindau, der Altmärker, hat nicht umsonst im Club von Yokohama und im Café anglais gesessen, nicht umsonst das überseeische Kaufmannsleben und das „High-life“ Europa's aus nächster Nähe betrachtet, zeitweis eine fast ausschließlich männische Gesellschaft, dann wieder den bunten, leidenschaftlich oder frivol bewegten Reigen der Geschlechter. Deutsche Ehen, „convenable“ französische Heirathen, amerikanischer „Flirt“ sind ihm gleich geläufig. Mit besonderer Vorliebe läßt sich diese Fabulir- und Lebenskunst in Paris nieder, wo das Stelldichein gemischter Nationalitäten stattfindet, die amerikanische Colonie eine große Rolle spielt und die Slaven so gern einkehren. Etliche Personen des unserer Sammlung noch nicht einverleibten Frankfurter Romans „Martha“ gastiren wenigstens episodisch an der Seine.

Paris gibt den Hauptschauplatz für Lindau's Romane. In Paris verfällt der Held der „Zwei Seelen“, ein preußischer

Officier, zweimal — vor dem böhmischen und vor dem französischen Feldzug, wie etwas schematisch entwickelt wird — dem koketten Spiel einer schönen, herzlosen Marchesa, so daß er ungetreu das Leben seines amerikanischen Bräutchens vernichtet und endlich als gebrochener Mann auf dem stillen, weltfremden Gut altert. Wir bewundern die stimmungsvolle Einleitung und das originelle Bild des italienischen Palais', glauben aber nicht recht an das Melodram des alten elegischen Musikus, die böse Frau sei mit dem Seufzer „Günther, mein Leben!" der Vergiftung durch eine furiose Holländerin erlegen. So ist das am stärksten der französischen Manier nachgebildete Werk, „Gute Gesellschaft", zwar ein überaus effectreicher und spannender Roman mit vielerlei Farben und Tönen, Pariser Routs und Spielbänken und Duellen, mit Ehebruchsscenen und Nachtbildern, niederer und reiner Minne, mit dem wirksamen Gegensatz zwischen einem schändlichen Geld- und Frauenjäger und einem höchst ehrenfesten Engländer; doch regt er unser Nachdenken nicht tiefer an und scheut vor romanhaften Verwicklungen im üblen Sinne keineswegs zurück. Bianca-Lätizia's Lebensgeschichte ist gar zu abenteuerlich, ihre Verkleidung, um den infamen Tressan vor einem spionirenden Ehemann zu decken, gar zu unwahrscheinlich. In ruhigeren Linien bewegt sich „Robert Ashton".

Spielen im weiten und überladenen Raum der „Guten Gesellschaft" auch die eingestreuten Reflexionen des Erzählers nur auf der Oberfläche, so bietet „Ein Souvenir" den schärfsten Umriß, eine geistreiche echt novellistische Silhouette. Die verlogene Frau kauft einen schlichten Ring und erfindet dazu einen kleinen Rührroman, um den Bräutigam, diesen guten Jungen in empfindsamer Täuschung einzuwiegen; aber sie hat die Factur des Goldschmiedes ihrer auch sonst ersichtlichen Schleuderhaftigkeit zufolge als Lesezeichen verwendet, so daß die Farce ans Licht kommt. Hier und sonst fühlte ich mich wohl an die feine, saubere, etwas trockene und kaustische Art Mérimée's erinnert und sehe nachträglich, daß auch Heyse im Novellenschatz, der durch Auswahl und Vorreden eine Geschichte der Kleinepik unseres Jahrhunderts mannigfach befördert, diesen Vergleich andeutet. Ein volleres, tief in Herz und Sinn dringendes Können entfaltet Lindau in der großen Novelle „Gordon Baldwin" durch den düstern Hintergrund einer Familiengeschichte, den vollendeten, mit reifem Maß dargestellten Contrast zwischen der frostigen, allgemach in verzweifelten Ueberdruß umschlagenden Selbstsucht des reichen Mr. Forbes, einen der „unmotivirt" vornehm ausgestatteten Amerikaner bäurischer Abkunft, und der ungelenken naiven Herzensgüte des Kanadiers, der, in seiner Ehe furchtbar enttäuscht einen Todschlag verübt. Ihm selbst wird der Trost, an treuer Freundesbrust zu sterben, während das Weib als kühle, fromme Wohlthäterin fortlebt. Da ist Alles streng be-

gründet und mit feiner Analyse der Charaktere abgestuft, auch stilistisch abgetönt: die ehrliche Leidenschaft des „Wilden", der graue Egoismus und der ennui de vivre des Pariser Amerikaners, der innerliche Bankerott seiner schönen Landsmännin Johanna. Wie die Scheingatten von einander gehen, ohne mit einer Silbe auszusprechen, was ihre Gedanken füllt, wird gewitterschwül dargestellt. Verwandt, aber weislich mit den „Zwei Seelen" durch das Motiv des Verraths in einem Bande gepaart, ist „Der Gast", ein Meisterstück, lärmend eröffnet, dann immer stiller, und immer wachsend das Gelüst der Untreue gegen den Bruder eines kreuzbraven Kameraden, den Gastfreund der in kühler, ja feindlicher Ehe mit einer berückenden Slavin lebt. Diese Monja steht den ehrenfesten Brüdern und ihren starrsinnigen, religiös gewissenhaften Schwestern, den alten schottischen Mädchen gegenüber und dem dumpfen Niedersachsen Ohlsen. Schwört sie am Sterbebette des Gatten einen Meineid? Ist Ohlsen's Kehle so zugeschnürt nnd sein Blick so hohl, weil der begehrliche Gedanke schändende That ward? Die Aufklärung ruht unter einem Schleier, aber gerade dies geheime Spiel der Reflexe macht den mächtigsten Eindruck. Auch der Epilog, wie ihn namentlich Turgenjew in der Technik der modernen Novelle ausgebildet hat, dessen Anwendung jedoch im Finale der „Guten Gesellschaft" nachlässig erscheint, ist hier des Ganzen würdig; er erzählt packend Ohlsen's friedlos und trostloses Irren, bis der Tod an oder Stätte sich seiner erbarmt. Nun ist er mit seiner Schuld geborgen.

Während Lindau hier eine Schuld verwirrt und andeutend entwirrt, gibt „Im Park von Villers" die ausgezeichnete Analyse eines Verbrechens. Sie beginnt, was unser Erzähler in bewußter Kargheit übt, mit einer Schilderung der Landschaft: Schnee ringsum, dunkle, kahle Bäume, Krähen als unheimlicher Chor, der mühsam stapfende Postgaul, der schnopernde Hund — ein Mord wird entdeckt. Nun erfolgt die verwickelte Suche nach dem Urheber. Endlich heißt es von der Katastrophe der schuldigen Person nur: „Ein Stuhl wurde umgestoßen. Ein schwerer, schwingender Körper schlug mit dumpfen Geräusch gegen die Thür." Wie bearbeitet die bloße Andeutung unsere Phantasie, und wie malen diese Stabreime und dunklen Vocale! Lindau zeigt sich oft einer gesammelten Wucht mächtig, mag er Maclean bewußtlos unter den Rädern zeigen oder Forbes auf die Steine schlagend oder den Geächteten im tödtlichen Kopfsprung, mag er mit voller Ladung der Tragik, die dem Verbrecher ein seiner Stärke würdiges grandioses Ende gönnt und zermalmend den Menschen erhebt, den mörderischen Lonin ohne ein Wimperzucken auf dem Schaffot, den Iren Jervis heldenhaft im Straßenkampfe fallen lassen. Er hält sparsam Haus mit seinen Mitteln und verstreut die Accente nicht. Man hat den Eindruck latenter

unverbrauchter Kraft. Er tischt keine japanischen der amerikanischen Schildereien auf, weckt und befestigt vielmehr durch ein paar einzelne Züge fast immer unbedingten Glauben an seine Herrschaft über den Stoff. Nicht minder ökonomisch ist er in dem stets den Situationen und Charakteren angepaßten Dialog. Ein verhaltenes Gefühl, leichte humoristische Wallungen eine niemals weichliche Herbststimmung, eine scheinbare Gleichgültigkeit der Stärke, nicht der Abspannung, eine sichere Ethik des Gentleman dem Sühnbaren und Unsühnbaren gegenüber geben diesen Werken ihr festes, blankes Gepräge. Wohl lockt es auch ihn gelegentlich hinüber auf die geisterhaften Nachtseiten der Hullucination und des Wahnsinns, ohne daß er in diesem Dämmereich uns so unwiderstehlich bannte wie Hoffmann, Poe, Puschkin: wenn „Der Seher" jedes Gesicht als das eines früh oder spät Sterbenden schaut oder der gute alte Narr der Novelle „Ein verkehrtes Leben" — sie beginnt im weimarschen „Erbprinzen" — immer jünger zu werden wähnt und im ersehnten Augenblick der Wiedergeburt die Seele aushaucht. Da freilich folgt man den aparten, geistreichen Motiven ohne die rechte gläubige Ergebenheit. Aber im Cyclus der „Reisegefährten" (Band V) gibt es keinen Zweifel, denn diese derben Seebären, diese Abenteurer, diese wie Meervögel heranstreifenden und entschwindenden Einsamen, diese thatkräftigen oder schwermüthigen Colonisten, diese heroischen oder brutalen Rebellen, dieser als unehrenhaft aus der Gesellschaft Geächtete, sie Alle leben und werden, handle es sich um eine schwere Tragik, um eine elegische Skizze oder eine drollige Schnurre, durch Lindau's ausgesparten matter-of-fact-Stil zu vollendeter Anschauung gebracht; nicht zu vergessen den Hund Fred, den man am Ende so sicher „geborgen" sieht wie die Menschen. Und aus solchen Hügeln ragt als hoher Berg die mit Recht berühmt, ja sprichwörtlich gewordene Novelle „Die kleine Welt" empor. Im zweiten Bande, mit grundverwandten Geschichten und Reflexionen vereinigt, baut sie sich, meisterhaft gesteigert und bis ins Kleinste tadellos motivirt, auf dem Satz auf, daß alle Menschen auf unserer eigentlich doch so engen Erdenbreite einen offenkundigen oder geheimen Zusammenhang haben und nichts ohne Spur und Folge vorübergeht. Ich habe sie mit neuer Bewunderung nun in diesem Corpus gelesen, dem sich noch manches Stück angliedern wird. Lindau bleibt am Werk. Schon ist ein reindeutscher Roman*) hinzugekommen und im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" eine leis und innig zum Herzen sprechende Novelle,**) das Abendstück eines reifen Künstlers.

Erich Schmidt.

*) Liebesheiraten. **) Ein ganzes Leben.

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.

Moderne Belletristik.

Bände à 2 Mark.

F. von Bülow: Ludwig von Rosen.

H. Gerlach: Die vom Hinterhaus.

W. Hegeler: Und alles um die Liebe.

R. Lindau: Schweigen.

G. von Ompteda: Vom Tode.

W. von Polenz: Die Versuchung.
— Karline.

St. Przybyszewski: Unterwegs.

C. G. Reuling: Zwischen Licht und Dunkel.
— Fragwürdige Gestalten.

Heinz Tovote: Fallobst
— Ich.
— Heimliche Liebe.
— Der Erbe.
— Maupassant: Yvette.

E. von Wolzogen: Die rote Franz.

33435